

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 16.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 20. April 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

Die Theaterbaronin.

Erzählung von Luise Westkirch.

(Schluß von Seite 135.)

Nachdruck verboten.

In einem Januartag kam ein Brief der alten Frau Röder. Sie beschwor ihre Tochter, ihr unglückseliges Engagement zu lösen und den Winter bei den Ihrigen zu verbringen, wo ihr eine Heimat offen stehe — allerdings ihr allein.

Anna war außer sich über diese Zumutung. Hermann zupfte an seinen ausgefärbten Manschetten und meinte verlegen: „Du solltest den Vorschlag annehmen, Anna. Ich — ich könnte zur Not bei meinem Bruder unterkommen.“

Aber sie fuhr auf in wahnsinniger Erregung. Wie wieder sollte er ihr von der Sache reden! Sich von ihm trennen? Nimmermehr!

Sie blieben: sie froren, sie hungerten weiter. Nein, nicht sie; Anna fror, Anna hungerte. Rabeneck that sich gütlich im Kreise von seiner Frau Kollegen, die dem „netten flotten Kerl“ alle zugethan waren, und wärmte sich Hände und Füße am Ofenseuer der lustigen Soubrette.

Und dann kam ein Tag, an welchem der Direktor dem Personal die große Neuigkeit ankündigte: Ubele Gräber, der Stern aus dem Norden, die gefeierte Heroine von K. werde sich herbeilassen, auf seiner Bühne in drei Gastrollen aufzutreten.

Allgemeines Staunen, Stolz, große Freude. Die Gräber kommt! Die berühmte Gräber! Herrlich! Unvergleichlich! Die Gräber! Anna schüttelte sich bei dem Gedanken an dies Wiedersehen.

Früh am Morgen kam sie an. Einige von den ganz Jungen, Enthusiastischen lungerten um den Gasthof herum, um die „große“ Kollegin aus dem Wagen steigen zu sehen. Sie sahen nur eine Nasenspitze zwischen Pelzen und Kapuzen. Desto mehr war von dem neuen Ankömmling zu hören. Der ganze Gasthof stand auf dem Kopf, Kellner und Stubenmädchen flogen treppauf, treppab. Mutter Gräber mit ihrer kreischenden Stimme kommandierte. Hierhin die Koffer! Achtung auf die Hutschachteln! War alles Gepäc beisammen? Heißes Wasser mußte die Tochter haben, um sich zu erfrischen nach der Fahrt. Eine Flasche Rotwein und zwei Spiegeleier zum Frühstück! Wo wohnte eine zuverlässige Friseurin? Wo war ein geräumiges Zimmer, um die Kostüme für die Tochter auszubreiten? Endlich hieß es: „Still! Still! Die Tochter muß sich erholen von der Anstrengung der Reise.“ Die Kellner schlichen auf den Zehen. Mutter Gräber wurde gegen jeden grob, der auf der Treppe zu niesen wagte.

Um halb elf erschien die Gräber auf der Probe, in einem kostbaren Pelz vergraben, etwas grau im Gesicht unter dem Puder nach der schlaflosen Nacht, ein wenig verbroffen, ein wenig schläfrig und ungeheuer chic. Sie hatte die Kollegen anderthalb Stunden warten lassen. Mit halbgeschlossenen Augen

hörte sie die besonnenen Auseinandersetzungen des Regisseurs an, mit halb geschlossenen Augen musterte sie die Mitwirkenden und dankte für ihre ehrfurchtsvollen Grüße. Und dann plötzlich öffnete sie die Augen ganz weit und hatte fast den Mund dazu geöffnet: ihr Blick war auf Anna Röder gefallen, die, in ihrem dünnen Mäntelchen frierend, zitternd vor Scham, sich halb hinter der Coullisse verbarg.

„Röder! Nein, ist's möglich? Du?“

„Ja,“ sagte Anna leise.

Die Gräber streckte ihr die Hand entgegen, als müße sie sich durchs Gefühl von der Wirklichkeit dessen, was sie sah, überzeugen.

„Nein, so bist du's leibhaftig! Ich dachte schon — wirklich du kannst es einem nicht übel nehmen, wenn man —“ Sie stockte und starrte die andere an. Das Blut stieg Anna ins Gesicht unter diesem Blick, der mehr als Worte sagte. „Ich hab' zwar ein Glöckchen läuten hören, du wärst hier so irgendwo herum, aber daß, daß du —“ Und wieder der starre, entsetzensstarre Blick.

Der Regisseur gab das Zeichen zum Anfang. Man probte das Schauspiel „Maria und Magdalena“ von Lindau.

Endlich faßte sich die Röder. „Also du giebst die Maria, das ist gut, da kann die Scene zwischen uns heut morgen wegfallen, wir haben sie oft genug mit einander gespielt.“

„Ich gebe die Baronin im ersten Akt,“ stammelte Anna. „Die Baronin? Was?“ Ubele Gräber dämpfte die Stimme.



Tändelei. Gemälde von Paul Wagner.

Photographie-Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert u. Co.

„Die Baronin? Eine nette Wirtin! Und das läßt du dir bieten?“

Anna sah zu Boden und schwieg. „Na, weißt du, Röder,“ sagte Adele rücksichtslos, „daß die Gejächte mit dem Rabeneck schlecht ausgehen mußte, habe ich dir vorausgesagt, aber so schlecht am Ende — armes Tier! Wir reden noch drüber.“

Das Stichwort der Gräber ist gefallen. Zweimal schon hat der Regisseur sie aufgefordert: „Die Magdalena! Magdalena von rechts! Gnädigste, darf ich bitten!“

Langsam tritt sie auf die Bühne und spricht ihre Rolle kaum hörbar, ohne Ton, ohne Ausdruck, sie schont sich für den Abend. Nur dann erhebt sie die Stimme, wenn sie eine Scene anders angeordnet wünscht. Sie wünscht vieles anders. Dem Regisseur rinnt der Schweiß von der Stirne. Es ist eine anstrengende Probe.

Anna hatte die Bühne verlassen, sobald ihre kleine Rolle glücklich heruntergespielt war.

Im Konversationszimmer kurz vor der Vorstellung erst trafen sich die beiden Frauen wieder. Mutter Gräber war zugegen, um der Tochter bis zum letzten Augenblick zur Hand zu gehen, denn Adele verließ sich auf keine fremde Garderobiere. Auch Hermann fehlte nicht, er betrachtete die Abende im Konversationszimmer als einen riesigen Spaß. Die übrigen Mitglieder versammelten sich nach und nach.

Und wieder starrte Adele die ehemalige Kollegin an, ihre hohlen, von schlechter Schminke bedeckten Wangen, ihr armseliges Gesellschaftskleid. Der Gedanke kam ihr, ein gutes Wort zu thun.

„Weißt du, Röder,“ hub sie an, „hant nach der Vorstellung, da ist du mal mit uns. Eine gute Mahizeit giebt frischen Mut. Von dem Fraß hier an der Wirtshausstapel muß man ja auf den Hund kommen. Gott, du brauchst nicht zimperlich zu thun! Ich mein's wahrhaftig gut mit dir. Und daß du dich von Geflügel und Pasteten nährst, machst du doch keinem weis. Was ist's auch weiter? Durchgemacht haben wir das alle einmal, die eine lernt's früher kennen, die andere später. Meinnetwegen kannst du auch deinen Mann mitbringen, 's kommt mir auf ein Couvert mehr nicht an.“

„Ich danke,“ preßte Anna hervor, „für die gute Meinung danke ich — aber ich, mein Mann —“

„Dein Mann,“ unterbricht die Gräber. „Ist er das da drüber? Wichtig! Den häßt' ich auch bald nicht erkannt. Guten Abend, Herr Baron! Alte Bekannte! Nehmen Sie mir's nicht übel, patenter sind Sie aber auch nicht geworden! Was treiben Sie denn jetzt eigentlich hier?“

„Ich?“

„Na ja. Etwas müssen Sie doch treiben! Sind Sie auch beim Theater, oder —“

Rabeneck wurde rot bis unter die Haare. Was er trieb? Ja, was trieb er denn? Noch niemand hatte ihn das gefragt.

„Mein Mann macht Studien zu einem Roman,“ kam Anna ihm großmütig zu Hilfe.

„Ja, ich mache Studien.“

„Ach so! Ja, davon hat man mir in K erzählt, von Ihren Studien, Sie Schwerenöter! Studien an unglücklichen Weiberherzen, was? Aber sagen Sie doch, Herr Baron, können Sie nicht mit Ihrem Bruder reden, daß er Ihre Frau mal einen Sommer zu sich aufs Land nimmt? 'S ist ja zum Gottserbarmen, wie die herunter ist! Sehen Sie das eigentlich gar nicht?“

Er hatte es nicht gesehen. Aber in diesem Augenblick ist's ihm, als wüßten ihm noch einige Augenpaare zu seinem Ursprünglichen, mit denen er seine Frau und die Welt und sich selbst urplötzlich in einer ganz anderen Beleuchtung erschaut. Eine angenehme Empfindung hat er dabei nicht. Früher ist ihm die Gräber immer als ein recht possierlicher Käfer erschienen, heut findet er sie gar nicht possierlich.

„Meine Frau war krank, sie erholt sich nur langsam.“

„Eben drum müssen Sie sie besser pflegen!“ sagt Mutter Gräber dreist, stemmt die Arme ein und sieht dem vornehmen Herrn kampflustig ins Gesicht. „Künstlerinnen wollen gepflegt sein, das weiß ich von meiner Tochter. Aber bei Ihnen wird wohl der Knüttel beim Hunde liegen. Viel hat Ihnen die Malerei nicht eingebracht, was?“

Hermann denkt an sein hübsches Atelier, das jetzt für seine Schulden verpfändet steht, an die Unsummen, welche seine Einrichtung einst verschlungen hat, und findet das Wort nicht, die Unverschämte zurechtzuweisen.

Anna enthebt ihn schonend der Antwort, indem sie der Gräber erklärt, daß sie nicht mit ihr zu Nacht essen könne, weil — weil —

„Sei nicht quatsch,“ unterbricht Adele gemüthlich ihre Entschuldigung. „Wir wollen's uns gut sein lassen! Herr Baron, Sie bringen mir Ihre Frau! Uebrigens, Röder, als Theaterbaronin könntest du ein bißchen mehr anwenden, warst sonst immer so chic! Garderobe ist die halbe Kunst. Ich hab' noch ein paar Kostüme, nicht wahr, Mutter? Das graue seidene und das blaue mit den Schleifen, nur eben ein bißchen angeknudelt, für hier fürstlich, die schick' ich dir! Kannst dich drauf verlassen, Röder, ich schick' sie dir. Lieber Gott, alle Tage werde ich von reisenden Schauspielerinnen um Kostüme angebettelt. Da laß' ich sie doch lieber einer alten Kollegin zukommen, nicht wahr? Und, Mutter, gib mal den Geldbeutel her.“

Mutter Gräber wühlt in der Tasche, die Mitglieder der Truppe stehen neugierig dabei. „Was möchtest du denn, Herrchen?“

Die Gräber nimmt drei Goldstücke aus dem Beutel, winkt die Röder heran und drückt ihr die in die Hand. „Da! Kauf' deinem Mann einen neuen Rock dafür! Er sieht gar zu reduziert aus. In dem Aufzug kommt er nicht mal als Kellner an, und nach irgend was muß er sich doch endlich umthun.“

Da vermag die unglückliche Frau nicht mehr an sich zu halten. Sie stößt mit einem Ausschrei die goldgefüllte Hand zurück und stürzt hinaus.

In Hermann bäumt sich der aristokratische Stolz empor. „Wie dürfen Sie es wagen, meiner Frau Geld zu geben!“ donnert er die Schauspielerin an.

Die richtet sich langsam auf und sieht ihn an, von oben herab, „drei Stockwerk tief,“ denkt Rabeneck. „Geben Sie's ihr doch, dann brauchen's fremde Leute nicht zu thun! Sie, wissen Sie, Sie können mir leid thun!“

Ahnselzuckend schreitet sie an ihm vorüber. Das Klingelzeichen ist gegeben, die Mitglieder sind alle hinausgegangen

zur Bühne. Rabeneck steht und preßt die Fäuste an die Schläfen.

Ist er denn blind gewesen bis heut? Muß eine so rohe Hand ihm die Binde von den Augen reißen? So also steht sein Bild in der Menschen Urteil? Und recht haben sie! Neun- undneunzigmal recht! Den Weg, den er zurückgelegt hat, ohne auf ihn zu achten, in kleinen Schritten, heut zum erstenmal überhaut er ihn in seiner ganzen Länge, heut vergleicht er Ausgangs- und Endpunkt, und Schwindel erfäßt ihn, Ekel vor sich selbst, und Mitleid, heißes, zärtliches Mitleid mit der Armut, die für ihn arbeitet, deren Unglück er ist — er allein! — und die in ihrem ärmsten Elend schirrend, entschuldigend ihm zur Seite steht. Und aus Reue und Scham quillt der feste Voratz in ihm auf: es muß anders werden!

Da gehen Thüren, Schritte, Stimmen werden laut. Die Menschen schreien ihn an. Mühsam nur versteht er. Sie suchen seine Frau. Ihr Stichwort ist gebracht worden, sie kommt nicht. Sie ist nicht hinter den Coulissen, nicht in der Garderobe. Das Publikum wird unruhig, der Vorhang fällt. Der Direktor ist wütend, er spricht von augenblicklicher Entlassung. Rabeneck hört die Rede des Zornigen nicht zu Ende, der alle Flüche des Himmels über seine unglückliche Frau herunterbeschwört. Eine Todesangst hat ihn ergriffen, er stürzt hinaus wie gejagt. Seine Frau? Hat er noch eine Frau? Auf dem Wege vom Theater zu dem elenden Mietstübchen, das sie bewohnen, hüßt er einen Teil seiner Thorheit, seines Leichtsinns in der entseßlichen, atemraubenden Angst, die ihm die Haare auf dem Kopf emporsträubt. „Hab' ich noch eine Frau?“

Er reißt die Thür auf. Gott sei Dank, sie ist hier! Im äußersten Winkel des Gemachs kauert sie, das Gesicht in den Händen vergraben.

„Anna! Anna!“

Da fährt sie auf, schluchzend, in hilfloser Verzweiflung. „Jetzt sind wir brotlos! Vergieb! Vergieb! Aber ich kann heut nicht hinaus auf die Bühne! Kann nicht! O mein Gott! Das war zu viel!“

Und sie sinkt an ihm nieder und unklammert seine Arme. „Nichts ist mir auf der Welt geblieben als du, Herrmann! Verlaß' mich nicht! Hab' Geduld mit mir! Eine kleine Weile noch! Ich werde deine Geduld nicht auf eine zu harte Probe stellen. Nur solange ich dies elende Leben noch lebe, verlaß' mich nicht, Herrmann!“

Er aber küßt ihre Lippen zärtlich, wie seit Monaten nicht, und zwei heiße Thränen fallen auf ihr Gesicht.

„Zuckerbrot war's nicht, was sie uns gab. Aber das Bitter ist Arznei gewesen. Ich dank' ihr doch, sie hat mich mir selbst zurückgegeben. Fasse Mut, armes Herz! Von heut an wird's besser!“

Anna schüttelte den Kopf, sie konnte es nicht glauben. Besser werden! Wie denn? Ihre Kraft war zu Ende.

Er trocknete ihr die Thränen von den Augen. „Mein armes, engelsgeduldiges Weib, so lange, so hart hast du für mich rücksichtslos Menschen gearbeitet. Nun überlaß' einmal die Sorge mir. Was redest du von Verlassen? Häßt' du mich denn für einen ganz schlechten Menschen? Schenkst du mir nicht ein bißchen Vertrauen mehr? Wahrhaftig ich werde jetzt die Hände rühren für dich und unser Kind. Du sollst dich meiner nicht länger schämen!“

Und nachdem er sie mit Küßen und Schmeichelworten beruhigt hatte, teilte er ihr den Plan mit, den ihm, wie er meinte, Gott selbst eingegeben auf dem Wege daher. Nicht dachten wollte er künftig, auch nicht malen, und „Menschen studieren“ schon gar nicht. Der Direktor würde Anna sofort entlassen, das war gut. Morgen am Tage machte er den Rest von Annas Garderobe zu Geld, nahm sein armes Frauchen in die Arme und brachte sie zu ihrer Mutter nach Rostock. Still! Sie würde ein folgsames, artiges Frauchen sein und dort bleiben ein paar Wochen oder Monate und wieder gesund und kräftig werden.

Er derweil wollte sein Heil bei einem wunderlichen alten Onkel versuchen, der neben einigen größeren ein kleines Gütchen besaß, welches er Rabeneck auf seine Bitte wohl für einen mäßigen Preis in Pacht geben würde. Hermann war auf einem Gute groß geworden, hatte sich immer für den Landbau interessiert. Was ihm an Kenntnissen fehlte, würde ihm auf seine Bitte der langjährige Verwalter des Onkels gewiß gern beibringen, und der Onkel selbst nahm es mit dem Pachtzins wohl nicht übergenu, wenn er des Neffen ersten guten Willen sah.

Anna willigte in alle Anordnungen ihres Mannes, ohne Mut, ohne Hoffnung, glücklich im Herzen dennoch über seine neu erwachte Zärtlichkeit. Am nächsten Tage reisten sie.

Es war keine leichte Aufgabe für Rabeneck, die Frau bleich, abgezehrt, krank, gebrochen in die Arme der Mutter zurückzuführen, die er vor wenigen Jahren blühend in Jugendkraft und Frische aus ihren Händen empfangen hatte, und Frau Röder that nicht das mindeste, um ihm diese Aufgabe leichter zu machen. Steif und frostig trennten sie sich.

Anna stand auf dem Fluß des Hauses, sah verstört dem scheidenden Gatten nach und auf die Mutter, die Schwester, den Schwager um sie her. Niemals, nirgends hatte sie sich so fremd, so verlassen gefühlt. Wie konnte sie Tage, Wochen aushalten hier, gebildet, geschont vom Mitleid der Glücklichen, die ihrer nicht bedurften?

Da öffnete Frau Röder, die noch im Herzen ihrer Lieblings- tochter zu lesen verstand wie einst, leise eine Thür. Auf sinken Füßchen eilte die kleine Magda daraus der Mutter entgegen, mit ausgebreiteten Armechen, mit strahlenden Augen: „Mama! Mama! Liebe Mama!“

Und die unglückliche Frau riß ihr Kind in ihre Arme, drückte es fest, fest an ihre Brust, und während ihre Erstarrung sich in einem Strom von Thränen löste, küßte sie, daß sie noch einen Zweck, noch eine Aufgabe habe auf der Erde.

Rabeneck war indessen weiter gereist zu dem Verwandten, von dem er Hilfe erhoffte. Auch das war ein Buß- und Sühnegang.

Der alte Herr gab zunächst vor, Hermann überhaupt nicht zu kennen. „Daß ein Neffe von mir eine Schauspielerin geheiratet hat, ist möglich,“ jagte er. „Ich lobe es nicht, aber ich kann's begreifen; daß ein Neffe von mir sich von einer Schauspielerin hätte heiraten lassen und als Mann seiner Frau mit dieser Person von Bühne zu Bühne gezogen wäre, ist nicht möglich. Einen Verwandten, der dazu in stande wäre, besitze ich nicht.“

Hermann mußte mit Gewalt an sich halten, um sachlich seinen Plan zu entwickeln und nicht bei des Oheims schonungs-

losen Zwischenreden aufzufahren und dem Unbarmherzigen für immer den Rücken zu wenden. Aber die einzige Rettung für ihn und die Seinen hing an dem guten Willen seines Verwandten, und er sagte sich, daß er dessen Tadel verdiene.

Endlich schien der steinradige Alte nachzugeben. „Nicht daß ich irgend welches Vertrauen in diese Ihre neueste Laune setze, nur weil Sie unglücklicherweise den Namen Rabeneck führen, wie ich auch. Ich bin etwas kühlich im Punkt dieses Namens und würde mir's deshalb nie verzeihen, ließe ich einen, der ihn trägt, verkommen, solange ich eine, wenn auch noch so schwache Möglichkeit sehe, ihn zu halten. Uebrigens erwarte ich, daß Sie Ihre Pachtverpflichtung aufs pünktlichste erfüllen. Sie haben von mir keinerlei Nachsicht zu erwarten. Merken Sie sich das gleich von Anfang! Alles Weitere durch meinen Verwalter! Durch den Verwalter, wenn's beliebt!“

Rabeneck durfte in seines Onkels Hause nicht wohnen, ihm nicht vor Augen kommen. Er mußte sofort einziehen in das mehr als einfache Pächterhäuschen auf dem abgelegenen Gute, wo meterhoher Schnee ihn oft wochenlang abschneit von jedem Verkehr. Mühsam watete oder ritt er an klaren Tagen hindurch, um sich vom Verwalter Rat und Aufschluß über die notwendigsten Arbeiten und landwirtschaftliche Bücher aus des Onkels Bibliothek zu holen. Abends schrieb er an seine Frau lange zärtliche Briefe. Er fühlte es schmerzlich, er konnte ihr, die so viel für ihn gethan und gebuldet hatte, zur Zeit nichts Liebes erweisen, nicht die kleinste Erleichterung ihr verschaffen, außer durch seine Briefe. Darum fargte er nicht damit, und er trug eine Zuversicht und einen Humor in diesen Ergüssen zur Schau, die ihm oft in Wirklichkeit sehr fern lagen. Es war eine furchtbar schwere Zeit für den Verwöhnten. Hätten nicht Reue, Scham, das brennende Verlangen, gut zu machen, seinen Willen zu Eisen gehärtet, er würde diesen Anfang nicht überstanden haben.

Für die schwergeprüfte Frau aber waren seine Briefe Arznei. Sie gossen Mut und Zuversicht in ihr verzagendes Herz, und in dem Maße, wie die Hoffnung darin sich festigte und wuchs, erholt Anna sich auch körperlich. Ein Abglanz der ehemaligen Blüte kehrte auf ihre Wangen zurück, ja eine Zeitlang wiegte sie sich in dem Gedanken, zur Bühne zurückkehren zu können. Doch als sie einmal ihrer Mutter eine Rolle vorsprach, schüttelte diese wehmüthig den Kopf: der Schmelz und die Rundung der Stimme waren unwiederbringlich verloren.

Die Künstlerin trug diese Erkenntnis gefaßter, als ihre Verwandten erwarteten. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten ihr das Bühnenleben verleidet; den letzten Rest von Bedauern schmiedete die Zärtlichkeit der kleinen Magda aus dem Mutterherzen. Statt Rollen zu wiederholen, begann Anna mit Feuereifer ihrer Schwester im Haushalt zur Hand zu gehen. „Als Pächtersfrau muß ich ungeheuer praktisch werden, und meine Zeit ist knapp. Im Frühjahr kommt Hermann mich heimzuholen.“

Die anderen glaubten nicht recht an dies Kommen, aber sie ließen sie gewähren.

Rabeneck freute sich indessen auf das Heimholen seiner Frau, wie er sich kaum auf die Hochzeit mit ihr gefreut hatte. In seiner winterlichen Einsamkeit hatte sie ihm sehr gefehlt. Er begann allgemach sich einzuleben in seinen neuen Beruf. Schon begriff er, wo und wie er seine Arbeit anfassen müsse, und diese Arbeit im frischen Märzwind, im hellen Sonnenschein, während Baum und Gras um ihn knospen und grünen und die Lerchen hoch über ihm trillerten, fing an, ihm ehrlich Freude zu machen.

Wenn er heimkam, zerbrach er sich den Kopf, wie er das einfache Häuschen für seine verwöhnte Frau wohllich und gemüthlich herrichten könne. Trotz seiner wohlverordneten Müdigkeit benutzte er die wenigen Freistunden am Abend, um frische Tapeten an die Wände zu kleben, von der Stadt heimgelassene Gardinen gefällig vor die Fenster aufzustecken, Thüren und Fußböden zu streichen, die Rosen in dem verwilderten Gärten vor dem Hause kunstgerecht zu schneiden, den Grasplatz frisch einzufäen; auch ließ er das Häuschen von außen weiß anstrichen. Für die kleine Magda hatte er ein Hündchen als Spielkameraden angeschafft.

Und als alles nett wie ein Schmuckkästchen fertig gestellt war, reiste er seiner Frau entgegen. Es war ihm noch zu peinlich, das Haus ihrer Verwandten zu betreten, sie trafen sich auf halbem Wege. Ein frohes Wiedersehen! Anna war zu neuer Jugend und Schönheit aufgeblüht in der Pflege ihrer Mutter, in den Monden ungestörter Ruhe, sorgloser Zufriedenheit. Rabeneck schrie auf vor freudiger Ueberraschung bei ihrem Anblick. Zugleich fiel's ihm zentnerschwer aufs Herz, wie wenig er, der mittellose Pächter, einer solchen Frau zu bieten habe. Sein Gemüth wurde immer unruhiger, je mehr sie sich der ärmlichen Wohnstätte näherten. Aengstlich fast führte er Anna über die Schwelle und wurde rot vor Beschämung beim Anblick der Einrichtung, an welche er doch so viel Mühe und Sorgfalt gemendet hatte.

„Weißt du, Liebste, es ist natürlich hier nicht, wie du's gewohnt bist, wie du's beanspruchen darfst, längst nicht! Nur, ich hab's zur Zeit nicht besser.“

Sie fiel ihm um den Hals, Thränen des Glücks in den Augen.

„Meine Heimat! Unsere Heimat! Von dir mir bereitet, Hermann! Giebt es Schöneres? Ich hatte noch nie eine Heimat bis heut. Und wenn du mir verzeihen kannst, daß ich nicht mehr Anna Röder bin —“

„Anna Rabeneck bist du, und sollst nichts anderes sein,“ versicherte er glücklich und küßte sie.

Dann fing sie an die einzelnen Gegenstände zu betrachten, ihre Zweckmäßigkeit, ihr gefälliges Aussehen zu rühmen. Er hielt nun auch nicht zurück mit dem Bekenntnis der zum Teil selbsthämigen Auskunftsmitel, der persönlichen Bemühungen, der langwierigen Ueberlegung, die es ihn gekostet hatte, um bei seinen knappen Mitteln auch nur so viel Behaglichkeit zu erzielen. Darüber lachte sie, und er, wieder völlig unbefangen, lachte fröhlich mit. Darauf ließen sie vom Siebel bis zum Keller, Hand in Hand wie die Kinder, und freuten sich über jede einzelne Anschaffung.

Der kleinen Magda behagten vor allem die niedrigen Fensterbänke der Stube, über welche sie in den Garten steigen konnte, ohne eine Thür zu benutzen. Den vierbeinigen Spielgefährten hinter sich trachtete sie vergnügt mitten über den neu- besäeten Rasenplatz, und Hermann sah ihre kleinen Füßchen sein mühsames Werk zerstören und klatschte in die Hände vor Freude darüber, daß sein Fräulein so kräftig daherkampfe: „Schau

doch, Anna, ein echtes Landmädchen wird's!" Die alte Baracke, die ihm während des Winters als der Inbegriff alles Trübseligen erschienen war, sie dünkte ihm lachend und freundlich, seit Weib und Kind sie belebten.

Anna begann gleich am nächsten Morgen ihre neue Thätigkeit in Milchammer und Hühnerhof. Sie hatte viel Mühe dabei und fing vieles verkehrt an. Wochen hindurch bildete die Weichte der beiderseitigen Irrtümer und Fehlgriffe allabendlich eine unerhöpliche Quelle der Heiterkeit für die Gatten. Guter Wille und frohe Laune siegten doch. Sie begannen Wurzel zu schlagen im fremden Boden, die gefeierte Künstlerin, der hochstrebende Junker.

Als Korn und Weizen in vollen Aehren standen, erschien zum erstenmal der strenge alte Herr auf dem Hofe, warf einen prüfenden Blick in Ställe und Scheunen, in Milchammer und Futterraum, und dann trat er in das Haus, redete Anna als „Frau Nichte“ an und duzte Hermann. Damit standen Haus und Herz des seltsamen, aber warmherzigen Mannes ihnen weit offen. Von nun an ging es besser und besser.

Wie Hermann in der bittersten Stunde seines Lebens sich die Zukunft vorgezeichnet hatte, so erfüllte sie sich für ihn und Anna. Unschonbar ist ihr Los, aber glücklich. Blühende, gesunde Kinder wachsen um sie auf; angestrengte Arbeit füllt ihre Tage. Und schweift ja einmal in einer ihrer seltenen Mußestunden des Weibes Sehnsucht zurück zu den rauschenden Triumpfen früherer Jahre, schweift des Mannes Sehnsucht hinaus aus der Einsamkeit zum Kreis froher Regimentstamraden, in den Kreis leichtlebiger Künstler, dann blicken sie auf die rotwangige Kinderschar, dann drückt eines fest die Hand des anderen.

„Die hohe See hat Klippen und Stürme, im Hafen ist Frieden. Wir haben einander. Was ist alle Größe der Welt gegen unser stilles Glück?“

Die lichte Bahn.

Still ist die laue Maiennacht,
Der Mond nur flüstert mit den Wellen,
Malt eine lichte Straße sacht,
Und leise zittern sie, die hellen!

Quer durch den See geht diese Bahn,
Ich nehm' die Ruder froh behende,
Es lockt mich nun, mit meinem Kahn
Sie zu verfolgen bis ans Ende.

Doch immer wieder treibt die Flut
Mich abwärts, von der Spur der lichten,
Und fehlt es nimmermehr an Mut,
Es fehlt an Kraft — ich muß verzichten!

Du armes Herz mit deinem Wahn,
Wie oft schon mußttest du gestehen:
Klar lag vor dir die lichte Bahn —
Du warst zu schwach, um sie zu gehen!

B. L. Armstrong.

Das Ohr als Schmuckträger.

Von Friedrich von Hellwald.

Nachdruck verboten.

Nur wenige unserer Schönen, welche ihr rosiges Ohrläppchen mit einem kostbaren Diamantknöpfchen oder sonst einem wertvollen Ohrgehänge verzieren, glauben damit anderem als einem natürlichen Schmucktrieb zu genügen und machen sich wohl keine weiteren Gedanken darüber. Und dennoch, wie geringfügig dem Anschein nach die Sache auch sein möge, steckt auch darin, wie in allen unseren Alltagsgewohnheiten, ein tiefer Sinn, von dem die große Menge sich nichts träumen läßt, welchem aber nachzuspüren nicht ohne Reiz ist. So hat also auch der Ohrring eine alte, eine sehr alte Geschichte, welche man an den Gepflogenheiten noch vieler heute lebender Naturvölker ablesen kann; sie sind es ja, welche die Sitten überwundener Gesittungsstadien am besten zu studieren gestatten. Die Benützung des Ohres als Schmuckträger ist nämlich über einen sehr großen Teil der Erde verbreitet und setzt fast immer eine Durchbohrung des Lappchens voraus. Doch wäre es ein Irrtum zu meinen, daß diese Durchbohrung stets lediglich behufs Anbringens eines Schmuckgegenstandes vorgenommen wurde. Weit häufiger als man denkt, ward vielmehr ein Gegenstand in die Oeffnung gesteckt, bloß nur um diese sichtbar zu erhalten. Was war aber dann der Zweck der Ohrdurchbohrung? Diese Frage beantwortet die Völkertunde.

Wo immer Menschen auf niedrigen Gesittungsstufen leben, sehen wir sie zu kleinen, auf die nächste Blutsverwandtschaft beruhenden Verbänden oder Stämmen vereinigt, welche von allen Stammfremden sich sorgsam abschließen, ja diese als Feinde behandeln. Die Zusammengehörigkeit aller einzelnen Stammesmitglieder pflegen sie durch bestimmte Zeichen oder Marken zu bezeichnen, die jedem einzelnen anhaften müssen. Solche Stammesmarken, welche gewissermaßen als Unterstützung oder Ersatz des historischen Sinnes dienen, müssen nun unverlöschlich sein und können daher bloß am Körper selbst angebracht werden. Dazu dient dem meist unbekleideten Naturmenschen zunächst die ganze sichtbare bleibende Haut, soweit sie sich bezeichnen läßt, dann das Haar, welches zu den mannigfaltigen Arten der Kennzeichnung der Persönlichkeit den Stoff hergiebt. Soweit die Haut in Betracht kommt, lassen sich die Stammeszeichen durch Bemalen oder in dauerhafterer Weise durch Tätowierung herstellen. In ihrer rohesten Form besteht diese in einfachen Hauteinschnitten, welche bleibende Narben hinterlassen. Blut fließt aus diesem Anlasse, und Blut ist es ja auch, worin die Stammesverwandtschaft wurzelt. Durch Entnahme und Mischung des Blutes wird heute noch bei vielen Völkern die sogenannte Blutsbrüderlichkeit vollzogen. Bei solch ursprünglichen Ansichten steigt die Blutzziehung zu einer geweihten Handlung auf, und die Stammesmarken selbst werden damit Gegenstände eines primitiven Kultes. Aber nur in süd-

lichen Breiten, wo nicht die Kleidung den ganzen Körper bedeckte, konnte man darauf verfallen, die Narben und Zeichen jener Blutentnahme so zu erhalten und zu ordnen, daß sie gleichsam als Bundesmarken erkennbar blieben. Sonst lag es nahe, zur Blutentnahme zunächst jene Hautpartien am Körper zu wählen, die scheinbar ohne andere Bestimmung diesen an irgend einem Teile überragen. Als ein solches Stück zu diesem Zwecke von der Natur überschüssig gebildeter Haut bietet sich unter anderen ganz besonders der Ohrlappen dar, und so ward denn in der That in vielen Fällen die Ohrmuschel durchstochen, um Blut für einen verbindenden Kultakt zu gewinnen. Um dann das so geschaffene Mal nicht wieder verschwinden zu lassen, erweiterte man es durch einen hineingesteckten Gegenstand, der die Gewohnheit allmählich unentbehrlich und schließlich zum Schmuck werden ließ. So stieg das Ohr zur Würde eines Schmuckträgers empor.

Daß die Durchbohrung des Ohrlappchens ursprünglich also auf eine Kulthandlung zurückzuführen sei, ist im höchsten Grade wahrscheinlich, zweifelhaft dagegen, ob in dem weit verbreiteten Gebrauche, wie der britische Forscher J. Bart Harrison meint, eine Aeußerung des Sonnenkultes vorliege. Wohl bringt er dafür zahlreiche Beispiele vor, aus welchen ich bloß die wichtigsten erwähnen will. Buddha wird abgebildet mit langen, geschlitzten Ohrlappen, und der indische Bacchus oder die Sonne auf dem Fries eines alten Tempels zu Whitari bei Benares hat eine Scheibe von beträchtlicher Größe im rechten Ohrlappen, während das linke mit Perlen oder Edelsteinen geschmückt ist. Aus Birma kam ein Sonnengott mit großen Ohrlappchen, aus Pegu ein Ohrlappchen von 5 Cent. im Durchmesser. Harrison zufolge wäre die goldene Scheibe das uralte Sinnbild der Sonne, zweckmäßig hergerichtet, soweit der Sonnenkult reicht, dem Ohrlappen eingefügt. In Fern, dem klassischen Lande des Sonnenkultes, fanden die spanischen Eroberer die Ohren vornehmer Personen durchbohrt und das Loch mit einer goldenen Scheibe ausgefüllt. Wie die ältesten spanischen Geschichtsschreiber melden, wurden die Ohren der vornehmen jungen Peruaner unter feierlichen religiösen Zeremonien im Sonnentempel zu Kuzo durchbohrt. Die Ohren der königlichen Prinzen durchlöchernte der Inka selbst mit einer goldenen Nadel.

Auch an einer Stelle der Bibel wird der Ohreinlagen oder Ohrringe ganz in dem Sinne von Kultgegenständen gedacht. Und an einer anderen Stelle wird befohlen, einem Knechte, welcher der Familie des Hauses für immer angehören soll, als Zeichen dieser Aufnahme die Ohren zu durchstechen. Er ist dann der Gottheit des Hauses wie durch Blutsbande verbunden, und jene Einlagen, die Ohrringe, erhalten durch solche Beziehung religiöse Heiligkeit. Ganz auf demselben Grunde ruht auch die mittelalterliche Sitte einiger Handwerkerzünfte, den in ihren Bund Neuangeworbenen fortan das Tragen eines Ohrringes zu gestatten.

Sicherlich ist auch den meisten Naturvölkern der Gegenwart der ursprüngliche Sinn und Zweck der Sitte entschwunden, und sie durchlöchern das Ohr lediglich in der Absicht, durch den hineingesteckten Schmuck aufzufallen, oder, wo es sich um eine Werbung der Geschlechter handelt, zu gefallen. Daher der Schmuck der Ohren, wie jeder andere, auch dem Manne zukommt, der überhaupt als der geschmücktere austritt, während das Weib der reichen Zier entbehrt. Erst die fortschreitende Gesittung hat dieses Verhältnis nahezu umgekehrt. Bei rohen Stämmen geht die Absicht oft nur dahin, durch Einlagen die Ohrlappchen in möglichst auffälliger Weise zu verlängern. Dies läßt sich nur künstlich erzielen, indem man in die anfänglich kleine Durchbohrung allmählich immer stärkere Gegenstände einführt, bis die durch die Mode erheischte Ausdehnung erreicht ist. Auf den Südeinseln, in Amerika und Afrika kennen wir Stämme, welche es in diesem Punkte zu ganz achtungswürdigen Leistungen bringen, sodaß bei einigen z. B. das Ohrlappchen bis zur Schulter herab ausgedehnt wird und die Oeffnung in demselben mehr denn 5 Cent. beträgt. Der schwarze Erdteil insbesondere versieht uns mit zahlreichen Beispielen dieser seltsamen Geschmacksrichtung, zu welcher, nebenbei bemerkt, gar häufig auch die Durchbohrung der Nasenflügel, der Nasenscheidewand und der Lippen sich gesellt. In dieser Weise kommt der Ohrschmuck bei Stämmen am Zambesiflrom und Nyassafsee und dann wieder im oberen Nilgebiete vor. Bei den Kaffern werden als Schmuck der Ohren sehr geliebte Ohrbommeten, teils aus Kupfer oder Messing, teils aus Perlen bereitet. Männer tragen oft als Stammesabzeichen kleine Bündel großer Perlen in einem Ohr. Die Zuluskaffern durchbohren den Ohrlappen, die Oeffnung wird allmählich erweitert durch immer stärkere Pföcke, bis eine kleine Schmutztabatsdose, aus Rohr gefertigt und an 2 Cent. Durchmesser, darin getragen werden kann. Auch große Knöpfe trägt man wohl in dem so erweiterten Ohrlappen. Ganz allgemein gebräuchlich ist diese Ausdehnung des Lappchens in Ostafrika bei vielen Stämmen, die nunmehr zu unseren „schwarzen Brüdern“ gehören. Auffallend stark erscheint dieselbe bei den Wakamba, einem Volke des Hinterlandes, von dem übrigens sich auch schon viele Suaheliländer an der Küste die Sitte angeeignet haben, mächtige Holzröhren oder Papierrollen im ausgedehnten Ohre zu tragen. Die Weiber der Waschensi stecken Scheiben, jene der Wapare ganze Klöße ins Ohr. Am allerbuntesten treibt es aber wohl das verächtliche Räuber- und Kriegervolk der Massai in Ostafrika, welche das Ohr von Kindheit an systematisch durch einen elfenbeinernen Ohrenstecher zu der erforderlichen Größe bringen. Wie bei den meisten niedrigen Völkern sind es beide Geschlechter, nicht bloß die „schöneren“ Hälfte, welche sich in solcher Weise „schmücken“. Der zum Krieger beförderte Massaijüngling legt nun anstatt des bisher gebrauchten Ohrenstechers einen dicken, aus einer Quaste von Eisenketten geformten Ohrschmuck an, und erst bei der Verheiratung weicht derselbe bei beiden Teilen einer doppelten Scheibe von spiralförmig aufgewundenem Kupferdraht. So vermag man also bei den Massai am Ohrschmuck gewissermaßen die Lebensstellung jedes einzelnen abzulesen.

Als Vorläufer des Ohrringes und Erweiterer des Ohrlappchens dienen die verschiedenartigsten Gegenstände. Auf den Eilanden der Südsee werden Stücke Grünstein, Menschen- und Haifischzähne, Federn und Blumen zum Schmuck gesteckt, und auf der Osterinsel, sowie in Mikronesien werden die Ohrlappchen zu langen Lappen durch schwere Holzpföcke herabgezogen. Auf der erwähnten Osterinsel läßt sich übrigens deutlich die Abnahme dieser Sitte bei den Bewohnern verfolgen. Der holländische Admiral Roggeveen meldete im Jahre 1722: die Ohren der Eingeborenen waren außerordentlich lang, sodaß sie

bis auf die Schultern hingen. Fünzig Jahre später fand Kapitän Cook die Ohren der Inselaner mit Löchern durchbohrt, in welche man drei bis vier Finger stecken konnte und die durch elastische Ringe offen gehalten wurden. Kapitän Beecher fand 1825 die Sitte schon nicht mehr allgemein, und die Offiziere des englischen Schiffes „Topaze“ nahmen 1868 nur noch an den älteren Bewohnern durchlöchernte Ohren wahr. Die Markesasinsulaner tragen Muscheln in den Ohren, und bei den Mikronesiern kommt auch mehrfache Durchbohrung des oberen Ohrrandes vor. Nur bei den Papua der Goodbai beobachtete man, daß sie, statt die Ohren zu durchbohren, einen Bund Perlen an beiden Enden eines Fadens befestigten, welcher um den Kopf herumlief, sodaß die Perlen von dem Ohre herabhängten. Das andere Extrem findet sich auf den Neuen Hebriden, wo sowohl Männer als Weiber die Löcher in den Ohren sehr weit machen und darin große Ringe von Schildkrötenschalen tragen. In ähnlicher Weise wird von den jetzt deutsch gewordenen Menschenfressern der Salomonsinseln ein rundes Stück harten Holzes bis zu 10 Cent. Durchmesser im Ohrlappchen angebracht; ein Oberzahn findet sich vielfach auf Malaya durch das Lappchen gezogen, und in Matori trug als Ohrschmuck eine Frau sogar einen jungen fliegenden Hund, dessen einer Fuß an das Ohrlappchen der Schönen gefesselt war. In Amerika ist die Erweiterung der Ohrlappchen ebenfalls, namentlich in der Südhälfte des Kontinents, beliebt. Die Drejonindianer z. B. machen sich ein Loch ins Ohrlappchen und stecken runde Rindenscheiben hinein, deren Umfang sie nach und nach bis zu 16–20 Cent. vergrößern. Die weitverbreiteten runden Holzpföcke in den Ohren kommen besonders stark entwickelt bei südamerikanischen Stämmen vor. Am bekanntesten darunter sind die auch Lippenlöcher tragenden Botokuden. Die ihnen verwandten Stämme begnügen sich mit dem Schlig ohne Pflock. In Nordamerika liebten unter anderen die Saki- und Fuchsinidianer große Oeffnungen im Ohrrande, in welche Perlenketten eingehängt wurden. Die Indianer des Nordwestens, Tschinuk und andere, hingen in diese Löcher geschnitzte Stüchchen Knochen oder Zähne oder auch auf einen ledernen Riemen genähte Federpfeile, kleine Schneiden, Haifischzähne, wollene Quasten oder dünne Kupferbleche. Später trugen die Tschinuk ganze Glasrostenketten im Ohre. Am Prinz Williamsfunde sind bei beiden Geschlechtern die Ohren am unteren, äußeren Rande mit mehreren Löchern durchbohrt, worin kleine Bündel von Perlen hängen, welche, wie der Ohrschmuck am Nutkasunde, aus durchbohrten Muschelschalen bestehen.

Erst allmählich, auf einer relativ hohen Stufe der Gesittung löste der künstlich gebildete „Ring“ alle anderen Einlagen ab. Aber auch in diesen kann man eine fortschreitende Entwicklung wahrnehmen, insofern als sie von dem lediglich der rohen Erweiterung dienenden Pflock oder Scheibe zum schmückenden Gehänge aufsteigen. Daran beginnt dann ein freilich oft noch recht kindlicher Kunstsinne sich zu äußern, der aber doch alsbald auch edlere Stoffe zur Verwendung heranzieht. So tragen die Karajones und Nutujene-Indianer in Südamerika schon silberne Ohrgehänge von dreieckiger Gestalt, wozu sie Goldstücke, die Nutujene allerdings auch Weißblech verarbeitet. Die Sardinenbüchsen, welche der französische Reisende Jules Crevaux an den obersten Maroni gebracht hatte, wurden in solche Ohrgehänge verwandelt und fanden bei den Indianern von Guyana weite Verbreitung, ähnlich wie die Indianer von Tufuman silberne Köpfe zu diesem Zwecke zu erwerben suchten. Die letzte Stufe dieser Entwicklungsweise bildet endlich der Ohrring, der sich selbst in hochgeitigene Kulturen hinübergerettet hat. Wir begegnen ihm freilich schon in Afrika, wo die Frauen der Bongo und Mittu im oberen Nilgebiete das ganze Ohr mit kleinen kupfernen Ringen einfasen, dann in Kordofan, wo dieselben aus Elfenbein oder Silber verfertigt sind, ebenso bei den Malayen Südostasiens, wo silberne Ohrringe zum Schmuck der Mädchen gehören, aber auch in Indien, wo besonders im Süden ein auffallender Reichtum an Ohrschmuck herrscht. Es giebt dort wohl kaum einen Fleck am Ohr, der nicht durch Verzierung bedeckt wäre. Der ganze Rand der Ohrmuschel ist eingefast von kleinen Ringen, und das Lappchen wird noch künstlich erweitert, denn es gehört so zu sagen zum guten Ton, eine große Oeffnung im Ohrlappchen zu haben, welche dann auch reichlich mit Ringen aller Formen behängt wird. Dies scheint charakteristisch für Südindien und ist auch auf allen Bildwerken zu bemerken. Der Ohrring ist dort bei Männern wie Frauen üblich, aber auch in Nordindien schmücken sich Männer mit Ohrringen von großem Werte, meist in Brillanten. Ehedem war auch bei europäischen Völkern der Ohrring dem Manne nicht fremd. Euro Diaconus schildert in seiner byzantinischen Geschichte die Erscheinung eines Slawenfürsten des zehnten Jahrhunderts, der nebst anderem Schmucke in einer der Ohrmuscheln einen goldenen Ring mit Edelsteinen trug.

In einzelnen Gegenden unseres Erdteiles ist der männliche Ohrring noch nicht verschwunden. Unter den israelischen Slawen ist er — allerdings stets nur in einem Ohre, dem rechten — heute noch allgemeine Volks Sitte, und selbst unter den civilisierten Nationen fristet zumeist in den unteren Schichten, welche das Alte zäh bewahren, der Brauch sein Dasein fort. Im allgemeinen hat die wachsende Civilisation und die damit Hand in Hand gehende Verfeinerung des Geschmacks alle auf Verstümmelung des Körpers beruhende Zier verbannt. Lippen- und Nasenschmuck sind aus ihrem Bereiche verschwunden, aber auch das Ohr in seiner Eigenschaft als Schmuckträger wird immer mehr zurückgedrängt. Man darf sagen, daß der Fortschritt zu der Ausbildung des Geschmacks zu einem wachsenden Einschrumphen des Ohrschmucks führt, der aus der Lüste der Männerzier gänzlich gestrichen ist und auch bei der Damenwelt nur mehr bescheidene Dimensionen annimmt. Zur Befestigung dieses Ohrgehänges genügt die kaum sichtbare Oeffnung, welche der Durchstich einer mächtig dicken Nadel hinterläßt. Immerhin ist sogar in dieser eingeschränkten Form der noch vielfach herrschende Gebrauch unserer Damen, Ohrgehänge zu tragen — dies wollen wir nicht vergehen — ein „Ueberlebens“ im strengsten Sinne des Wortes, eine Sitte, die sich aus längst vergangenen Tagen, aus verschwundenen, barbarischen Entwicklungsstufen in unsere Gegenwart geflüchtet hat und wohl endlich ganz verschwinden wird. Immer mehr wächst in der vornehmen Gesellschaft schon die Zahl der Damen, welche dieser Art des Schmuckes völlig entzagt haben und deren geläuterter Geschmack mit Recht das undurchbohrte und unverletzte Ohr als die höhere Zier erachtet.

Oesterreichische Schriftstellerinnen.

Von Heinrich Hart.

Nachdruck verboten.

Eigenarten von so schroffer Gegensätzlichkeit in Form und Gehalt, wie sie unter den deutschen Dichtern des Südens und Nordens von jeher sich geltend gemacht haben — ich nenne nur Grillparzer und Grabbe, Lenau und Heibel — weist die Frauenliteratur schwerlich auf. Starke Unterschiede treten gleichwohl auch hier vielfach in Erscheinung. Im allgemeinen ist den Dichterinnen Oesterreichs ein heißeres Temperament, mehr Sinnlichkeit, mehr brennende Farbe eigen, als ihren norddeutschen Schwestern. Eine Ausnahme von dieser Regel macht jedoch gleich die Erzählerin, die unter den heutigen Schriftstellerinnen Oesterreichs den Ehrenplatz einnimmt: Marie von Ebner-Eschenbach. Ihr Stil ist schlicht und keusch,



Maria von Ebner-Eschenbach.

nirgendwo prunkend und flammend, aber er ist auch nicht kalt und glanzlos, eine edle Wärme erfüllt ihn, die sich gegebenen Falls zu hohem Schwunge steigern kann. Inhaltlich zeichnen sich ihre Erzählungen durch ein tiefes Gedankenleben, durch innigstes Mitempfunden mit allen Leiden und Bitternissen, durch eine Ethik aus, der nichts Menschliches zu klein ist. Daß die Pflicht über der Leidenschaft steht, daß gut sein auch glücklich sein heißt, das sind die Axiome, um die ihr Schaffen sich dreht. Marie Ebner-Eschenbach schreibt mit dem Herzen, und ein priesterlicher Zug durchweht all ihr Sinnen und Fühlen. Das schließt nicht aus, daß sie zugleich Realistin im besten Sinne des Wortes ist; sie beobachtet sehr klar und scharf, und ihre Gestalten sind in ebenso einfachen wie bestimmten Linien gezeichnet. Sie prägen sich daher fast unauslöschlich ein. Unter ihren Geschichten sind in erster Reihe zu nennen „Zwei Komtessen“, „Votti, die Uhrmacherin“, das „Gemeindekind“ und „Unjähbar“. An den Abgründen des Lebens geht die Dichterin nicht, wie es dann und wann Frauenart, mit Absicht blind vorbei; so schildert sie in „Unjähbar“ die seelische Bedrängnis einer Ehebrecherin, unerbittlich und ohne Bemäntelung. Im Gegensatz dazu bezeugt das „Gemeindekind“, in dem ein Weib aus dem Volke die Mordschuld ihres Mannes mit auf sich nimmt, wach einer idealen Erhebung die Frau fähig sein kann. Neben diesen Erzählungen

hat Marie von Ebner-Eschenbach auch eine Reihe von Dramen geschrieben, die weniger bekannt geworden sind, obwohl eins und das andere — vor allem „Marie Roland“ — einen großen Bühnenerfolg davontrug. Das Leben der Dichterin ist ein friedlich-glückliches. Geboren wurde sie am 13. September 1830 als Tochter des Grafen Dubstz zu Zistawez in Mähren; im Jahre 1848 vermählte sie sich mit dem Baron Ebner-Eschenbach, einem sehr tüchtigen Genieoffizier, und lebt seitdem in den angenehmsten Familienverhältnissen in Wien.



Ossip Schubin.

In mehr als einer Beziehung Marie Ebners Gegensatz ist Moshja (Vola) Kirchner, bekannter unter ihrem Pseudonymen Ossip Schubin. Wenn jene mit dem Herzen, so schreibt Ossip Schubin mit Blut und Phantasie; aus allen ihren Schöpfungen schlägt es wie ein flackerndes Feuer schöner Sinnlichkeit empor, und ein Duft liegt über ihnen, der wie aus taufrieger Waldluft und Eau de mille fleurs seltsam gemischt erscheint. Eine echte Poetennatur aber ist auch Vola Kirchner ganz zweifellos, und das Manierierte, das man ihr zum Vorwurf macht, haftet vielleicht ihrem Stil, nicht ihrem Wesen an. Sie verfolgt freilich keine eigentlich ethischen Zwecke mit ihrem Schaffen, ihr liegt allein daran, die Welt zu schildern, wie sie ist, die Welt, die sie kennt und in der sie sich wohlfühlt, die Welt des Salons und des Ateliers. Sie ist bedeutender, als alle ihre Helden, diese österreichischen Aristokraten mit dem leichten Hirn und dem leichten Blut, diese dämonischen Künstler und graziösen Koketten, als all diese zusammengenommen, aber ein Stück von ihnen allen lebt auch in ihr. Sie hat etwas von einer Priesterin der Apoptote, wie Marie Ebner-Eschenbach an eine Dienerin der Besta erinnert. Der Stil, in dem Ossip Schubin erzählt, dieser ganz und gar moderne, nervöse, feinseltensitische Stil paßt durchaus zu der Gesellschaft und dem Leben und Treiben, das die Dichterin mit Vorliebe schildert. Nur hier und da wird er in der That zur Manier, wird er übertrieben und zur Karikatur seiner selbst. Nehulich ergeht es dann und wann dem idealen Gehalt der Erzählungen; er schlägt aus dem Leidenschaftlichen und Temperamentvollen ins Ueberhöhte, Kranthafte und Hyperische um. Im Guten wie im Bösen ist eben Vola Kirchner ein Kind ihrer Zeit.

Ueber ihr Leben ist nur zu berichten, daß sie, geboren am 17. Juni 1854 zu Prag, ihre Kindheit auf dem Gute Loiskow mehr verträumte, als verlebte. Frühzeitig ging sie auf Reisen und lebte längere Zeit in den verschiedenen Hauptstädten Europas, besonders in Brüssel und Rom. Ihr erster Roman „Ehre“ erschien 1882, und er lenkte sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf die neue eigenartige und bedeutende Erscheinung, die so plötzlich in der Litteratur auftauchte. Später folgten die Romane „Unter uns“, „Gloria victis“ und „Erlachhof“, welche das Interesse für die Verfasserin wach erhielten und steigerten.

In der Welt, in der sich Ossip Schubin bewegt, ist eine andere Erzählerin Oesterreichs, Emilie Mataja (Emil Marriot), ganz fremd; sie zieht die großen, einsamen Naturen vor, die außer und über der Gesellschaft stehen. Bild und Charakteristik dieser ideentiefen und leidenschaftsstarren Dichterin hat



Bertha von Suttner.

der „Bazar“ erst vor kurzem veröffentlicht; ich kann mich deshalb damit begnügen, sie hier im Zusammenhange mit ihren Landesgenossinnen zu erwähnen.

Eine dem litterarischen Charakter nach mittlere Stellung zwischen Marie Ebner und Ossip Schubin nimmt Bertha von Suttner ein. Sie ist ganz so modern wie die letztere und ebenso tief und dem Ethischen so zugewandt, wie die erstere. Was sie auszeichnet, ist vor allem ihre psychologische Begabung, die Kraft packender Schilderung und die Größe ihrer Tendenzen, die ihren Schöpfungen einen Zug energischer, fast männlicher Straffheit verleiht. Das Dichten ist ihr ein Kämpfen, und es lebt etwas vom Geiste des Prophetentums in ihr. Ihre psychologische Meisterchaft erweist sich am deutlichsten in dem Buche „Inventarium einer Seele“, sowie in den Romanen „Ein schlechter Mensch“ und „Daniela Dormes“, als Ideenkämpferin hat sie eine wirkliche Großthat vollbracht mit ihrer Streitschrift wider den Krieg „Die Waffen nieder“, die ein so allgemeines und berechtigtes Aufsehen erregt hat. Sie wurde geboren den 9. Juni 1843 als Tochter des Feldmarschalllieutenants Grafen Kinsky zu Prag und verheiratete sich 1876 mit dem Freiherrn von Suttner, der durch seine Erzählungen aus dem Kaukasus bekannt geworden ist. Mit ihm verlebte sie beinahe ein Jahrzehnt in Dislis. Gegenwärtig ist der ständige Aufenthalt beider Gatten das Schloß Harmannsdorf in Niederösterreich.

Was soll das Mädchen werden?

Von D. Duncker.

Nachdruck verboten.

Aber mein lieber Alter, das ist doch wahrlich kein Grund, sich in dieser Weise aufzuregen. Hedwig war von jeher so, du solltest doch endlich an ihre Streiche gewöhnt sein und als Arzt und alter Praktiker besser noch als ich beurteilen können, daß diese kleinen, unbehaglichen Auswüchse ihrer Natur weit mehr in einem Ueberschuß an unbemühter Lebens- und Thatkraft, als in Charakterfehlern wurzeln.

„Warum bemüht sie ihre Lebenskraft nicht,“ brummte Doktor Reinhardt, durch die Gelassenheit seiner Frau nur wenig besänftigt, fort, „jeder Mensch kann sich in jedem Lebenskreise nützlich machen.“

„Diese Behauptung möchte ich nicht so ohne weiteres bejahen. Jedenfalls muß man älter, reifer und weiser geworden sein, als unser neunzehnjähriger Wildfang, um sich unter Verhältnissen, wie sie ihr in der Familie geboten werden, mit ihrer eigentümlichen Veranlagung wohl zu fühlen und nützlich zu machen. Sie ist unsere siebente Tochter, mein Alter, vergiß das nicht!“

Der Doktor seufzte schwer und resigniert.

„Mit sechs älteren Schwestern im Hause ist es schwer, in sich selbst befriedigender Weise seine Kräfte anzuwenden, besonders in einem so kleinen Nest, wie unser Städtchen ist, das keinerlei Anregungen und Beschäftigungsmöglichkeiten von außen bietet. Du solltest dich endlich entschließen —“

Der Doktor brauste auf.

„Schon wieder das alte Lied! Du weißt, es widerstrebt mir, es ist gegen meine Grundsätze, Kinder aus dem Hause zu geben. Ist es uns gelungen, die sechs anderen in nutzbringender, ihnen und uns zufugender Weise bei uns zu behalten, warum sollte gerade dieser Thunichtgut, die Hedwig, uns einen Strich durch die Rechnung machen?“

Frau Doktor Reinhardt lächelte fein.

„Die Aufgabe, sie alle im Hause zu behalten, ist auch, je mehr von den Mädchen heranwachsen, immer schwieriger geworden, schwieriger, als du ahnst. Sie können am Ende nicht mehr nähren, schneiden und putzmachen, als in der Familie ver-

braucht wird, auch nicht mehr kochen, als wir essen können, ebenso wenig —“

„Und so weiter, und so weiter,“ brummte der Alte. „Aber heiraten könnten doch endlich mal ein paar. Schockschwerenot!“ Die Doktorin wurde ernst.

„Wer heiratet heute ein Mädchen ohne einen Großes Vermögen? Ueberdies sind unsere Töchter nicht einmal besonders hübsch und bis auf Hedwig, dein Schmerzenskind, keineswegs außergewöhnlich veranlagt.“

„Aber brav und gesund sind sie.“

„Um dieser Eigenschaften willen wird heute selten ein Mädchen geheiratet, lieber Mann, das weißt du so gut wie ich, und hier in in unserm Städtchen gar, wo sollen da die Heiratskandidaten herkommen? Unsere Töchter sind auch glücklicherweise so veranlagt und erzogen, daß sie nicht auf Männer warten; sie sind zufrieden in den ihnen durch die Verhältnisse angewiesenen Pflichten und Freuden. Nur Hedwig macht eine Ausnahme, und darum wünschte ich, daß du um ihretwillen deine Abneigung überwändest, die engen Grenzen erweiterst, hinter denen die anderen sich vollkommen wohlfühlen, die aber für die Entwicklung unserer Jüngsten leicht vom Uebel sein könnten. Man kann nicht alle seine Kinder nach derselben Schablone erziehen, lieber Mann, man muß sich darin finden, mit ihren Individualitäten zu rechnen.“

Der Doktor schüttelte aufrichtig betrübt den Kopf.

„Auch du, Martha! Auch du, scheint es, willst dem unverrückten Plan das Wort reden, mit dem mir der Unband, die Hedwig, seit einem halben Jahre in den Ohren liegt? Du denkst im Ernst daran, eine Tochter von uns — studieren zu lassen?“

„Warum nicht? Wenn sie das Zeug dazu hat.“

Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch.

„I da soll doch gleich! Wahrhaftig dieser Teufel von Frauenzimmer hat mir meine vernünftige Alte mit verdreht gemacht! Nichts da, studiert wird nicht! Hedwig ist kein Zunge, sondern ein Mädchen, und wenn sie denn durchaus ohne einen sogenannten Beruf nicht fertig werden kann, so soll sie sich wenigstens einen weiblichen ausfinden, das ist mein Ultimatum.“

„Aber welchen in aller Welt! Zur Lehrerin fehlen ihr die notwendigen Charaktereigenschaften. Talente für die schönen Künste hat sie wie all unsere übrigen gleich null.“

„Gott sei Dank,“ brummte der Alte dazwischen.

„Für weibliche Handarbeiten ist nicht das geringste Geschick vorhanden; ich weiß wirklich nicht, Mann, was das Mädchen werden soll!“

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür des Sprechzimmers, in welchem das Reinhardt'sche Ehepaar sich die Köpfe über ihre, einstweilen noch sehr ungeratene Jüngste zerbrach.

Auf des Doktors „Herein“ erschien ein dralles Dienstmädchen. Reinhardt sprang auf.

„Geht es schlechter mit der Kleinen?“

„Nein, im Gegenteil, Herr Doktor. Ich soll nur sagen, der Herr Doktor brauchen heute nicht noch mal zu kommen. Fräulein Hedwig wäre schon dagewesen und hätte zwei Stunden Umschläge gemacht. Seitdem wäre es sehr gut mit Nieschen. Und die Frau läßt auch schön grüßen.“

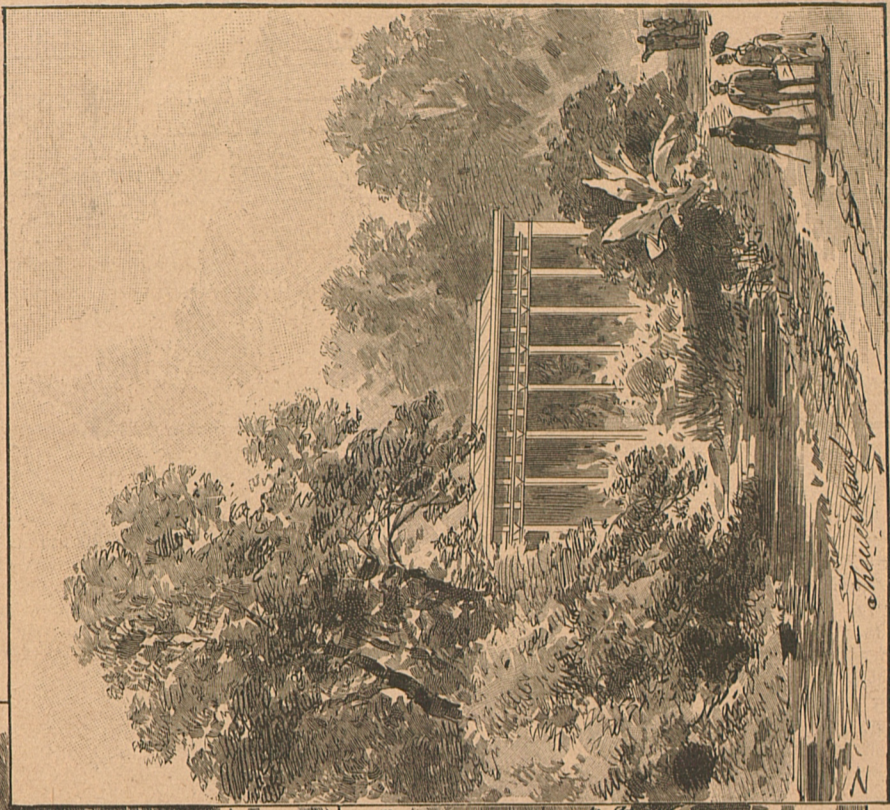
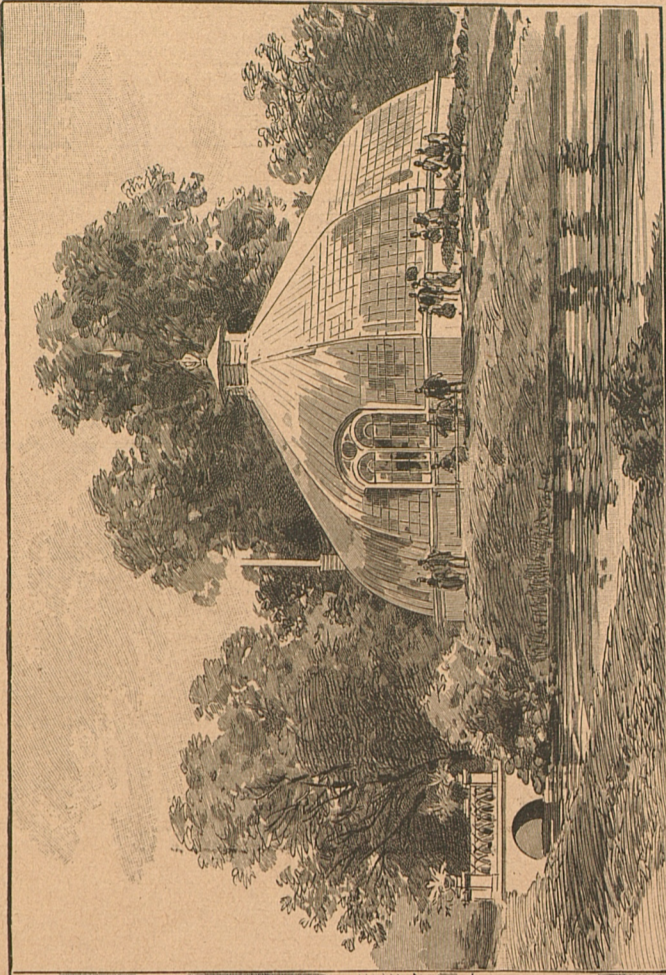
Damit machte das Mädchen kehrt, und zog die Thür hinter sich ins Schloß.

Einen Augenblick sah sich das Ehepaar sprachlos an, Frau Reinhardt mit kaum verhaltener Angst, daß aufs neue ein Donnerwetter über dem Haupt ihrer schuldigen Jüngsten sich entladen würde, aber ganz wider Erwarten rief der Doktor sich die Hände und fragte nun doch mit kaum verhehlter Gutlaunigkeit: „Was sagst du zu diesem ungerufen immer wieder einspringenden Assistenten? Und dabei trifft das Balg immer das Richtige. Den Teufel hat sie im Leibe, und was das Tollste ist, die Leute thun, was diese Göre sagt, thun es unweigerlich, wenn sie sie mit ihren schwarzen Augen anblitzt, während sie sich bei mir sperren und fräuben. Wäbte wissen, wie sie bei Ringwalds wieder die nassen Umschläge durchgeseht haben mag, hatte sie schon gestern nacht verordnet. Aber zum Kuckuck, die Sache muß endlich einmal ein Ende haben! Kann bei der mageren Praxis nicht auch noch einen Assistenten brauchen, der zu guterletzt doch noch mal ein Unglück anrichtet mit seinem neunzehnjährigen Unverstande. Du hast recht, Frau. Ich muß bei der Hedwig eine Ausnahme machen; sie soll mir eine Zeitlang aus dem Hause.“

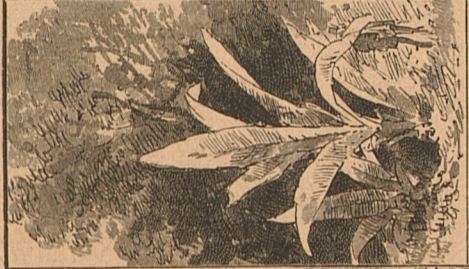
„Bravo, Alterchen, das ist ein vernünftiger Entschluß.“

„Mit dem nun aber auch nicht lange mehr gefackelt werden soll. Ich habe den Neger und die Aufregungen satt. Ruf mir das Mädel her, Frau, das heißt, wenn es schon von meiner Praxis zurück ist.“

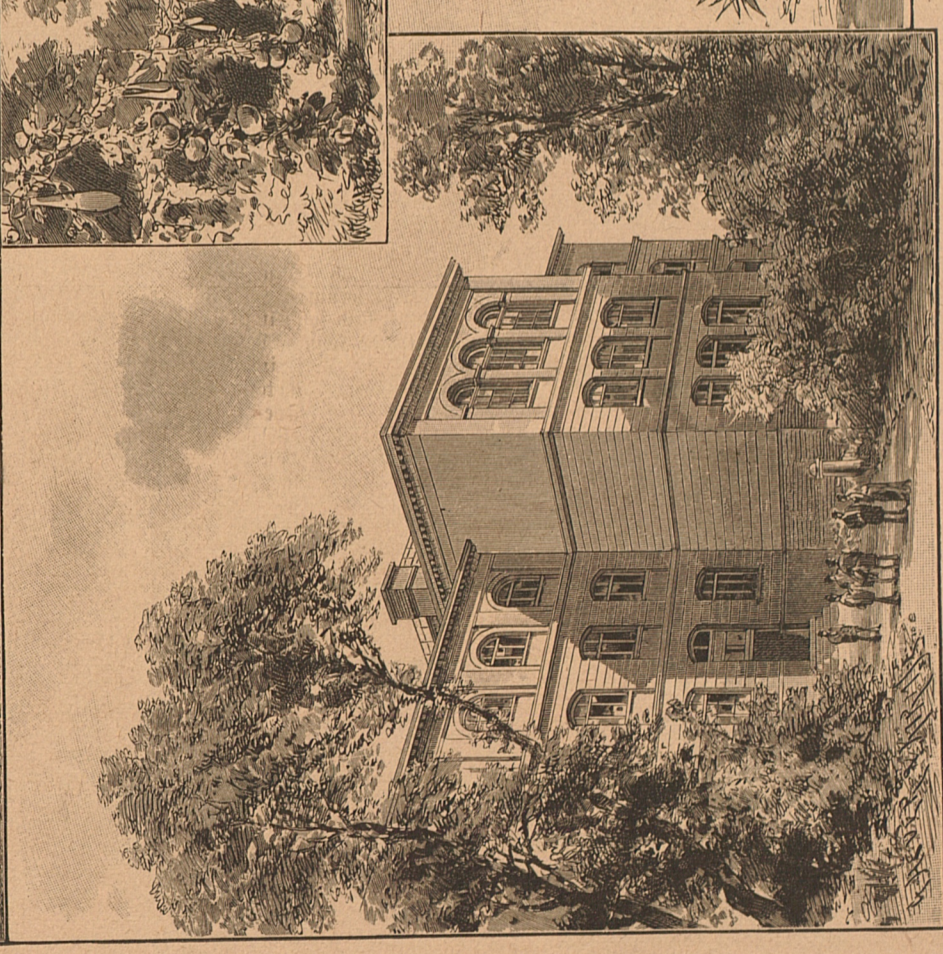
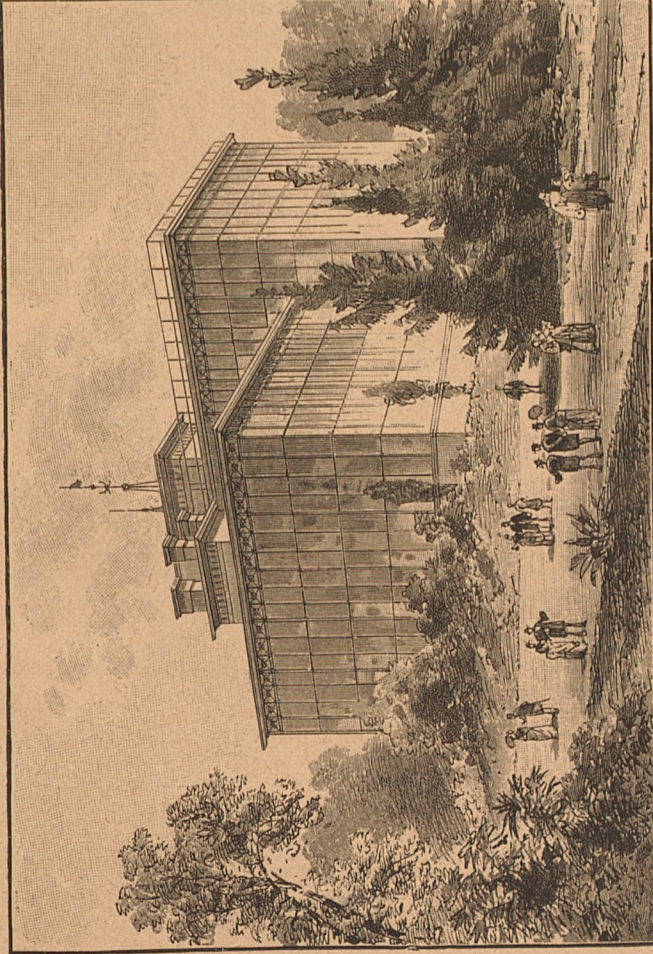
Eine halbe Stunde später betrat Hedwig Reinhardt, eine



Victoria Regia-Haus.
Altes Palmenhaus.



Bisfang.
Bei den Kürbissen.
Agavengruppe.



Neues Palmenhaus.
Botanisches Museum.

Bilder aus dem botanischen Garten in Berlin. Originalzeichnungen von Theuerkauf.

Keine, zierliche, schwarzäugige Brünette, das Arbeitszimmer ihres Vaters.

„O Papa!“ rief sie, ohne die Anrede des in grimmiger Laune auf- und abrennenden Alten auch nur abzuwarten, „ich wäre auch ohne Aufforderung zu dir gekommen,“ und dabei ließ sie sich atemlos und erstickt auf einen Stuhl fallen, „ich habe dir so viel aus der Praxis zu erzählen, lauter Gutes. Von Ringwalbs weißt du schon, wir haben dir die Trine geschickt. Erst wollten sie wieder von den kalten Umschlägen nichts wissen, aber ich machte nicht viel Federlesens und sagte, du hättest mich geschickt, und wenn sie nicht thäten, was du sagtest, würdest du ihre Schwelle nicht wieder betreten und sie könnten dann ja Doktor Sperling nehmen, den grünen Menschen, wenn sie zu dem vielleicht mehr Vertrauen hätten, na und da lagen die Lappen auch schon in der Waschküchle. Und dann ging ich noch mal bei Kaspers vor. Weißt du, Papa, was Kirks angebliche Blutvergiftung ist?“ Die kleine Hege lachte auf. „Ein ganz gewöhnlicher Splitter im Daumen. Ich habe ihm den Dorn schon ausgezogen; er hat gebrüllt wie verrückt, aber hier —“ und Hedwig griff nach ihrem Portemonnaie und holte ein zusammengefaltetes Stück Papier heraus. „Hier ist er, ganz dick und braun. So ein dummer Junge, das nicht gleich zu sagen.“

„Bist du nun fertig, wenn ich fragen darf?“
„Ja gleich, Papa. Besuche habe ich weiter keine gemacht.“ Der Alte verbeugte sich mit ironischer Dankbarkeit.

„Aber auf dem Markt traf ich noch Herrn Böhme. Er läßt dir sagen, das Fieber wäre zwar um zwei Strich gefallen, aber du möchtest doch lieber heute gegen Abend noch mal vorkommen. Und in der Rathhausgasse begegnete mir die alte Senfblende. Sie stöhnte wieder furchtbar und bat, du möchtest sie doch heute, spätestens morgen früh besuchen, die Kinder hätten alle Leibschmerzen, aber ich sagte ihr, das siele dir garnicht ein, du könntest nicht jedesmal kommen, wenn ihre Bälge sich den Magen verdorben hätten und sie sollten hungern und Habarber nehmen. Dreimal am Tage einen Theelöffel voll. So Papa, und nun bin ich fertig.“

Der Doktor hatte bei diesen drastischen Schilderungen seiner Jüngsten schließlich denn doch ein Nicken nicht unterdrücken können, nun aber nahm er wieder seine bärbeißigste Miene an und fragte streng: „Wie lange gedienst du das Geschäft, mir ins Handwerk zu pfuschen, noch fortzusetzen? Habe ich dir nicht schon unzähligmal verboten —“

Hedwig sprang auf und hielt ihm den Mund zu.
„Bester Papa, ich weiß alles, was du sagen willst. Aber sieh mal, ich kann doch nichts dafür, wenn mich deine Patienten auf der Straße anhalten und hineinrufen, und ich kann auch nichts dafür, wenn sie nachher immer thun, was ich ihnen rate; ich sage ihnen ja doch nur das, von dem du wünschst, daß es geschieht. Und Papachen, du mußt doch einsehen, daß man zu irgend etwas auf der Welt da sein muß, so viele Strümpfe und Hemden, wie bei uns schon ohne mich gestrickt, gestopft und genäht werden, kann man ja beim besten Willen nicht zerreißen, oder du müßtest dir noch ein paar Jungens zu uns sieben adoptieren.“

„So in deinem Genre etwa? Ich danke!“
„Und dann weißt du doch, Herzensvater, daß es mein größter Wunsch ist, mal dein Famulus zu werden.“

„Und du weißt, daß es nicht nur mein größter Wunsch, sondern auch mein fester Wille ist, daß das nicht geschieht. Aber ich werde dir und deiner Mutter einen anderen Wunsch erfüllen. Du sollst auf einige Zeit von hier fort in die Fremde.“

„Hurra, Papa, nach Zürich! Nicht wahr, goldner Papa, nach Zürich?“

„Hedwig!“ und der Doktor wurde nun wirklich böse. „Wann wirst du endlich mit diesem Unsinn aufhören! Vergleichen geschieht niemals, hörst du niemals. Du bist ein Mädchen und wirst dich mit der Erfüllung weiblicher Pflichten begnügen.“

Hedwig bezwang mühsam ihre bittere Enttäuschung.

„Wo soll ich denn hin, Papa?“

„Zur Tante Telcho nach Berlin.“

„Und was soll denn da aus mir werden?“

„Ein verständiges Mädchen, Hedwig — hoffentlich — nicht wahr?“

Die Kleine schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Papa, in deinem Sinne schwerlich, denn zu dem, was du darunter verstehst, habe ich nicht das Zeug. Mein Brot werde ich mir durch meine weiblichen Fähigkeiten nie erwerben können, und zum Heiraten, Papa,“ fügte sie resigniert hinzu, „brauche ich sie erst garnicht, denn ich gefalle doch niemandem, so häßlich, wie ich bin, und so ungezogen, wie du sagst, und ohne Geld, wie Mama sagt.“

Der Doktor antwortete nicht. Es ging ihm durch den Kopf, daß manches von dem, was die Kleine da vorbrachte, zutrifft, und wieder stieg, wie so oft schon, die bange Sorge in ihm auf: „Was soll das Mädchen werden, das so ganz anders geartet ist, als ihre sechs durchschnittlich veranlagten Schwestern? War es am Ende doch seine Pflicht, ihren Wünschen und ihrer entschiedenen Veranlagung, die er sich selbst längst hatte eingestehen müssen, nachzugeben?“

„Wann soll ich reisen, Papa?“

„Ende nächster Woche. Ich werde dich selbst nach Berlin bringen.“

Ebenso unentschlossen über die Zukunft seiner Jüngsten, wie er es von jeher gewesen war, reiste der Doktor zu dem festgesetzten Zeitpunkt mit ihr ab, wenn auch nicht, wie es anfangs geplant gewesen, direkt nach Berlin.

Frau Reinhardt hatte es durchgesehen, daß ihr Mann noch einen kurzen Abstecher mit Hedwig nach Thüringen machte, ehe er sie dem Schutz der Berliner Tante übergab.

Das Kind hatte außer der nächsten Umgebung des Landstädtchens, in dem es geboren war, noch kein Fleckchen von der schönen Welt gesehen. Lautauf hatte Hedwig gebubelt. Eine Reise! Schon der Gedanke an etwas Neues, Unbekanntes, das außerhalb der engegezogenen Grenzen ihres bisherigen Lebens lag, berauschte sie förmlich. Trotzdem sie mit herzlichster Zuneigung, ja an der Mutter und einem Teil der Schwestern sogar mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, wurde Hedwig der Abschied mit der Aussicht auf eine Reise nicht schwer, und so ansteckend war ihre Frische, ihre lebendige Auffassung, ihre scharfe Beobachtung, daß der Alte, der sich ziemlich unwillig in diesen Abschied geschickt hatte, schon am Ende des ersten Tages völlig umgestimmt ward.

Der einstmalige Corpsschüler, dem die alte Burtscherr-

lichkeit in der Sorge um des Lebens Nothdurft und Nahrung schon seit Jahrzehnten verloren gegangen war, fühlte beim Anblick der alten Burgen und seines jungen Töchterleins etwas in sich aufsteigen, das er längst erforben und vergessen gewohnt: einen köstlichen Hauch sorgloser Frische, frohmüthigen Genießens. Aber noch ein anderes stieg neben diesen wohlthunenden Empfindungen in ihm auf, die Erkenntnis nämlich, daß er in der Sorge um die Existenz und die große Familie ein unausstehlicher Philister geworden war und daß er seine Jüngste wohl bisher durch die allerschwarzeste Brille angesehen haben mußte, denn, um ehrlich zu sein, gefiel sie ihm jetzt auf der Reise plötzlich ausnehmend gut, besser als irgend eine seiner anderen Normaltöchter, und alles, was er in dem engen Kreise der Häuslichkeit an Hedwig tadelnswert gefunden hatte, fing an, ihn nicht nur zu befriedigen, nein, geradezu zu entzücken. Dazu war sie ein Reisetkamerad, wie man ihn sich nicht besser wünschen konnte. Immer vergnügt und mit allem zufrieden, kamte sie den Hunger nur, wenn etwas zu essen da war, den Durst nur, wenn eine Quelle sprudelte, gleichviel ob ihr Gehalt aus klarem Bergwasser, Bier oder Wein bestand, die Müdigkeit nur, wenn das Bett schon bereit stand, und was das allerverwunderlichste war, Hedwig war ihm, seit sie nicht unter sechs Konkurrentinnen zu leiden hatte, die aufmerksamste, liebevollste Tochter.

Seine Frau hatte ihm einmal gesagt: „Unsere Hedwig ist zum einzigen Kinde wie geschaffen, sie kann nicht teilen, weder im Geben noch im Nehmen. Sie wird ihre guten Seiten, ihre volle Kraft erst dann entwickeln, wenn sie allein für einen großen Wirkungskreis einzustehen hat.“ Damals hatte er seine Frau ausgelacht. Jetzt lachte er schon nicht mehr.

Auf dem Wege zur Wartburg schloß sich Vater und Tochter am dritten Tage ihrer Bergfahrt plötzlich und unerwartet Reisetgesellschaft an. Hedwig war die unschuldig-schuldige Ursache zu diesem anfangs nicht sehr willkommen geheißenen Umstande gewesen. Sie war dem Vater in ziemlich starkem Tempo vorangestiegen, als eine weinende Kinderstimme ihren eilenden Fuß aufgehalten hatte. Unschauend hatte sie, mit wenigen Schritten erreichbar, einen Gekrübter erblickt, der seinen Grauen gemächlich am Jügel führte. In einem Korbfühl auf dem Rücken des Tieres hatte das weinende Kind gesessen, ein etwa vierjähriges, reizendes, blondlockiges Mädchen. Mit einiger Mühe war es Hedwig gelungen, den Grund dieser Kinderthranen zu erforschen. Der Papa hatte einen andern Weg eingeschlagen, um Pfanden zu suchen, Marie — allem Anschein nach die Kinderwärterin — war unten in Eisenach geblieben, weil sie Zahnschmerzen hatte, und Elli, so nannte sich die Kleine selbst, sollte ganz allein mit dem fremden Mann den Berg herauf reiten, und überdies that das Fädchen, das im Bügel steckte, arg weh. Hedwig hatte nach Kräften getröstet und geholfen, und eben war es ihr gelungen, die Thränen zu trocken und ein reizendes Kinderlachen in Ellis liebliche Züge zurückzaubern, als der beweinte Papa, der nicht im entferntesten die Absicht gehabt hatte, sein Töchterchen allein auf die Wartburg reiten zu lassen, auch schon erschienen und von Elli im Nu über Hedwigs hilfreiches Eingreifen orientiert worden war.

Wenige Augenblicke später hatte auch Doktor Reinhardt die kleine Gruppe erreicht. Die Herren hatten sich vorgestellt und sich als Kollegen erkannt, freilich in ziemlich ungleicher Lebensstellung, denn Ellis Papa, ein stattlicher Mann Ende der dreißiger Jahre, war ein in Berlin sehr bekannter und viel gesuchter Spezialist, welche Eigenschaft indes der gewinnenden Einfachheit seines Wesens keinerlei Abbruch that. Ehe man sich's versah, war man gut Freund und für einige Tage unzertrennliche Reisetgesellschaft geworden, das heißt, unzertrennlich waren eigentlich nur Hedwig und das Kind einerseits, und die beiden Herren, die trotz aller guten Vorsätze immer wieder in „Fachsimplerei“ zurückfielen, andererseits. Besonders der Berliner Professor war über die durch seine Elli angeknüpfte Bekanntschaft höchlichst befriedigt. Sie ermöglichte ihm das bereits am Tage der Wartburgpartie als allzu kühn erkannte Beginnen, seine Spritzfahrt mit einem so kleinen Kinde fortzusetzen, denn nun mochte Marie immerhin Zahnschmerzen haben, Fräulein Hedwig Reinhardt erzeigte der Kleinen bald Papa und Pflegerin zugleich vollauf.

Anfangs hatte der Professor der neuen Freundin seines Kindes, die ihm selbst noch fast ein Kind erschien, wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Erst gelegentlich hervorgebrachte Bemerkungen, die ebenso von ungewöhnlichem Verstande, wie von scharfer Beobachtungsgabe Zeugnis ablegten und über die Hedwig jedesmal zu erröthen pflegte, als ob sie bei einem Verbrechen erlappt worden sei, machten den Professor auf seine junge Reisetgefährtin aufmerksamer.

Nun änderte sich die Gruppierung bei den gemeinsamen Touren ungewöhnlich schnell und ebenso ungewöhnlich dauerhaft. Der Doktor schritt bald ausnahmslos mit Marie und der Kleinen, die stets hoch zu Gel war, voraus, und in immer beträchtlicher werdenden Entfernungen folgten der Professor mit Hedwig. Der Alte hatte an dieser Wandlung der Dinge kein Arg, im Gegenteil, er hoffte das Beste von den langen Gesprächen des intelligenten Mannes mit seiner Tochter, insonderheit nachdem er dem Kollegen jüngst in einer weinseligen Nachstunde, da alles Weibliche schlief, seine Sorgen um die unverständigen Wünsche seiner Jüngsten anvertraut hatte. Er würde ihr den Kopf bezüglich des punctum saliens schon zurechtsetzen. Davor war ihm nicht bange. Andere Bedenken konnten ihm nicht wohl aufkommen. Der Professor war gegen das Kind, die Hedwig, ein gefester Mann und Familienvater, auch hatte er in seinem ersten Wesen nicht das Geringste vom Flaumemacher.

So verfloßen die Reisetage unter heiterem Himmel in ungetrübter Stimmung und neigten sich infolge dieser äußeren und inneren Sonnenhelle scheinbar immer rascher dem Ende zu. Heute war der vorletzte Tag angebrochen, den eine letzte Bergpartie beschließen sollte.

Schon die Morgenstunden waren ungewöhnlich heiß, und früher als sonst hatte man in einem schattigen Thal die erste Raft gemacht. Elli, froh, ihrer Gekrübter entronnen zu sein, kletterte mit der unermüdbaren Hedwig einen Hang hinauf, um Blumen zu pflücken, während die Herren unterhalb eines Felsblockes sitzen blieben und ihre Cigarren entzündeten.

„Nun, verehrter Kollege, wie steht's, sind Sie bei Ihren eifrigen Unterredungen mit meiner Hedwig zu irgend einem geistlichen Ergebnisse gekommen? Hat das Mädchen einen vernünftigen Entschluß gefaßt?“

Der Professor räusperte sich. Fast schien es, als ob er unter dem fragenden Blick des Alten erröthete. Dann erwiderte

er etwas unsicher: „Ob Fräulein Hedwig einen Entschluß gefaßt hat, vermag ich nicht zu sagen, dagegen bin ich zu einem Ergebnis gekommen, das heißt, zu dem Entschluß, Sie zu fragen, verehrter Freund und Kollege, ob Ihre Tochter anstatt nach Zürich zu gehen, vielleicht bei mir — ich — ich könnte sehr gut einen Assistenten gebrauchen, und Hedwig, das heißt Ihr Fräulein Tochter —“

Der Alte lachte laut auf.

„Sie sind einzig, Kollege! Der Gedanke ist nicht schlecht. Dieses kleine neunzehnjährige Ding als Assistent des berühmten Klinikers fungierend. Ich rate Ihnen, warten Sie lieber noch zehn Jahre damit.“ Und der Alte wollte sich vor Lachen ausschütten über diesen vermeintlichen Witz des andern.

„Zehn Jahre warten? Nein, das können Sie nicht verlangen, das — ich glaube, das würde auch Hedwig nicht wollen.“

„Zum Teufel, sie hat nichts zu wollen! Wenn von dieser wahnwitzigen Idee denn durchaus nicht Abstand genommen werden soll, muß das Mädchen doch wenigstens erst was lernen.“

„O sie braucht nichts mehr zu lernen, ich nehme sie gern, wie sie ist.“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Nein, das geht nicht. Wenn ich auch auf diesem Punkte nicht viel Vorurteile habe und Sie für einen Ehrenmann halte, der die besten sachlichen Absichten hegt, so — nein das geht nicht — denken Sie nur, was Ihre Frau zu diesem weiblichen Abtats sagen würde.“

„Ich — ich habe keine Frau. Ich wollte Ihnen diese Mitteilung schon jeden Tag machen, nur daß ich — ja ich kam nicht dazu!“

Der Alte riß Mund und Augen auf.

„Sie starb bei Ellis Geburt, und gerade das Kind — kurz und gut, Sie sehen, es steht nichts im Wege, geben Sie mir Ihre Hedwig getrost.“

Der Alte antwortete nicht. Er sprang auf und lief unruhig hin und her.

Es war der helle Wahnsinn, den der Kollege da sprach! Wenn der Mann nicht einmal eine Frau hatte, konnte er ihm doch Hedwig erst recht nicht anvertrauen. Daß dieser feinfühlig Mensch das garnicht begreifen wollte! Beleidigen konnte er ihn doch auch nicht. Es war zum Verzweifeln.

Plötzlich machte der Doktor, mitten in seinem Dauerlauf innehaltend, eine energisch abwehrende Handbewegung. Er hatte Hedwigs und Ellis Stimmen gehört. Sie schienen ganz nahe zu sein. Er mußte dem Professor doch wenigstens eine Antwort gegeben haben, ehe die Kinder kamen. Vielleicht war dann die Sache ein für allemal abgethan. „Also — hm —“ leicht war es nicht, aber endlich kam es doch heraus. „Bitte, lieber Kollege, schlagen Sie sich diese — diese sicherlich sehr wohlgemeinte Absicht aus dem Sinn! Außer vielen anderen Bedenken, die ich hege, kann ein Studium bei Ihnen für meine Tochter niemals zum Brotstudium werden. Und dann — dann stehe ich in zwei oder drei Jahren wieder vor derselben ominösen Frage: was soll das Mädchen werden?“

Eine kurze Pause. Schon wollte der Professor seinen Mund zu einer vermutlich wieder ebenso unpraktischen wie unverständlichen Aeußerung öffnen, als seine kleine Tochter ihm zuvorkam. Sie war an Hedwigs Arm hängend hinter dem Felsstück hervorgetreten, ohne den geliebten Papa oder den Onkel Doktor zu sehen. Das war auch weiter kein Wunder, denn das Kind hielt den Kopf fest in Hedwigs Kleiderfalten gepreßt und flüsterte zärtlich einmal über das andere: „Meine kleine Mama, meine süße kleine Mama.“

Ein Augenblick starren Staunens seitens des Alten, tödlicher Verlegenheit der beiden zunächst Beteiligten. Dann hob Elli das Köpfchen und wiederholte mit unwiderstehlicher Bestimmtheit ihre eben gemachte Behauptung, und kaum eine Stunde später erklärten sich die sämtlichen Anwesenden mit dieser in lakonischer Kürze abgegebenen Antwort auf eine lange Frage vollauf befriedigt.

Am meisten befriedigt freilich der Professor und sein kleiner, auf Lebenszeit engagierter Assistent.

Der botanische Garten zu Berlin.

(Hierzu die Zeichnung von G. Theuerlauf auf Seite 157.)

Nachdruck verboten.

Aus kleinen bescheidenen Anfängen hat sich der königliche botanische Garten in Berlin zu seiner jetzigen Größe und Bedeutung entwickelt; ursprünglich Obst- und Gemüsegarten des großen Kurfürsten, dann Apothekergarten der ersten preussischen Könige, ist der Garten heute das reichste und großartigste botanische Institut Deutschlands und für die Wissenschaft von der höchsten Bedeutung. Mancher Gelehrte sucht den schönen Garten auf, um sich für seine Spezialstudien Material zu holen. Auch jeder, der Freude an den Kindern Floras hat, findet hier ungestört von dem lärmenden Getriebe der Stadt manche genutzreiche Stunde, lernt viele fremde Gewächse kennen und bewundert die Mannigfaltigkeit der Pflanzenarten.

Durch den Haupteingang an der Potsdamerstraße gelangt man nach Ueberschreitung des prächtig geschmückten Vorraums an den Gärtnerwohnungen und Gewächshäusern vorbei, zu zwei großen Gruppen von Kaktuspflanzen, die einen seltsamen Anblick darbieten. Auf künstlich hergestellten Stein- und Felspartien ruhen die von Stacheln starrenden Kakteen Zentral-Amerikas, die dicken, lederartigen Agaven Mexikos, und gleich daneben die verwandten Pflanzen Afrikas, die höchst bizarren Gestalten der kaktusähnlichen Euphorbien und die Moos-Arten. An manchen Stellen brechen aus den sonderbaren Gebilden Blüten und Knospen hervor, in allen Farben leuchten die zarten Blüten, und gar prächtige Blumen finden sich hier, wir erinnern nur an die berühmte Königin der Nacht, die auch zu dieser Pflanzenart gehört. Weiter zeigen sich große Pflanzengruppen, welche uns die Flora der verschiedensten Länder vorführen, wie zum Beispiel die Flora der Mittelmeerländer, des Kaplandes, Australiens, die zu interessanten Vergleichen anregen. Die mächtigen, frischgrünen Blätter der Bananen aus der indischen Tropenwelt vergleicht man unwillkürlich mit den mehr bläulichen oder graugrünen Gewächsen Australiens, die fast alle nur kleine Blätter tragen, von denen manche noch durch ihre ungewöhnliche vertikale Stellung auffallen.

Prächtige, unter den schattigen Bäumen des Gartens stehende Farne entzücken das Auge, und ein Blick in eins der Gewächshäuser zeigt die wunderlichen Formen und Blüten zahlreicher ausländischer Pflanzen.

In der Nähe des Palmenhauses steht das Heim der Victoria regia. Inmitten des runden, mit hoher Glaskuppel versehenen Hauses befindet sich das große Wasserbassin für die „Seerosen“ des Amazonasstromes, in welchem die mächtige Pflanze, alljährlich aus Samen gezogen, sorgsam kultiviert wird.

In dem nahen Orchideenhaus befinden sich in einer warmen, mit Feuchtigkeit gesättigten Luft, in Töpfen stehend oder von oben herabhängend, an einfachen Holzbrettern befestigt, die unzähligen Vertreter der tropischen Orchideen und verwandter Familien; wohin wir blicken, entfalten die sonderbaren Pflanzen ihre phantastisch geformten Blüten, Rankenpflanzen und insektenfressende Venusfliegenfallen sind in vorzüglichen Exemplaren vorhanden, und unsere Damen können hier außer anderen Merkwürdigkeiten auch die berühmte Patzschuli-Pflanze, die Lieferant des bekannten Parfüms, kennen lernen.

Die neueste und wohl bedeutendste Schöpfung des botanischen Gartens ist die von dem jetzigen Direktor Prof. Engler geschaffene pflanzengeographische Anlage, die ein genaues Bild der verschiedenen Florengebiete der nördlich gemäßigten Zone geben soll.

Genjo lobend wie der Besuch des botanischen Gartens ist eine Besichtigung der Sammlungen des hier aufgeführten botanischen Museums. Dasselbe umfaßt solche Gegenstände aus dem Pflanzenreich, die entweder durch Besonderheiten des Baues oder durch ihre praktische Anwendung ein allgemeines Interesse gewähren: Früchte und Samen, Hölzer, Wurzeln, Rinden, Fasern, auch ganze Pflanzen und Pflanzenleichen in Spiritus oder anderweitiger Konservierung, sowie als Ergänzung dazu Präparate, Abbildungen und Modelle, die nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch für alle Pflanzenliebhaber interessant und wertvoll sind.

Neue Romanliteratur.

Aus der Zahl trefflicher Veröffentlichungen, welche im Verlage der bekannten „Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart“ in reicher Fülle erschienen sind, nennen wir heute eine Reihe von Erzählungen und Romanen, die auf das Interesse unserer Leserinnen berechtigten Anspruch machen dürfen:

„Zwan der Schreckliche und sein Hund.“ Von Hans Hoffmann. Hinter dem Titel verbirgt sich keineswegs ein historischer Stoff, wie man glauben könnte, sondern eine glücklich erfundene lustige Handlung aus dem Leben eines modernen, trotz seiner Schlichtheit als bärbeißig geltenden Gymnasiallehrers, dem seine Schüler den Beinamen „Zwan der Schreckliche“ verliehen haben.

„Des rechten Auges Vergernis.“ Von August Niemann. Der Roman ist bei all seiner dramatischen Wucht von einem harmonischen Ebenmaß. Im Vordergrund der Handlung steht eine hochbegabte junge Erzieherin, welche durch ihr Geschick mitten in die Kreise einer sittlich haltlos gewordenen Aristokratie versetzt ist.

„In ferner Inselwelt.“ Von Christian Venkard. An den korallenumsäumten Gestaden der Südpazifischen Inseln arbeitet der Held des Romans mutig und ausdauernd für die Verwirklichung der deutschen Kolonialbestrebungen und erreicht allen Widerwärtigkeiten zum Trotz sein Ziel.

„Waldbühl.“ Von Robert Vhr. Ein frischer, kräftiger, naturwüchsigter Zug geht durch dieses Werk, der selbst in die abeligen Salons hereinweht und ihnen von seiner lecken Ursprünglichkeit mitteilt.

„Nubia.“ Von Richard Wolf. Der spannenden Erzählung liegt ein wahres Ereignis, das in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die römische Künstlerstadt in stürmischer Aufregung versetzte, zu Grunde. Mit dem vollen Reiz seiner feinsinnigen Dichternatur und der ganzen Kraft seiner eigenartig packenden Darstellungskraft hat der beliebte Erzähler auch diese neueste Schöpfung ausgestattet.

„Fanny Förster.“ Von Ida Boy-Ed. Die seelenkundige Verfasserin versteht es in hohem Grade, uns ihre echt tragische Selbstsympathie zu gestalten: wir fühlen und leiden mit der früh Verwitweten, deren Ansehens, Energie und werthtätige Menschenliebe wir bewundern und deren Schicksal uns, da wir die bittere Enttäuschung ihrer aufkeimenden Liebe voraussehen, tief ergreift.

„Justiz der Seele.“ Von Anton von Perfall. Eine eigenartige Aufgabe hat sich der Autor hier gestellt: die Seelenqualen eines Menschen zu schildern, der im Augenblick einer furchtbaren Erregung, über welche er selbst sich nachträglich keine Rechenschaft zu geben weiß, seinen Gegner tötet, vom Gericht zwar freigesprochen, aber durch die Stimme in der eigenen Brust fort und fort angeklagt wird, bis er tiefer und tiefer in sein Verhängnis, in die Konsequenz des Geschehenen hinabsinkt.

„Der Doktor.“ Von A. von Klinkowström. „Er ist von einer anziehenden Häßlichkeit und sieht außergewöhnlich intelligent aus,“ heißt es von dem Helden des Romans, einem menschenscheu gewordenen Doktor, der durch eine unüberstehliche magnetische Kraft zu einer schönen Witwe sich hingezogen, durch ein entsetzliches Geheimnis sich indes von ihr getrennt fühlt, um nach vierjähriger Entfremdung von der Mutter auf die Tochter seine Liebe zu übertragen.

„Wer ist sie?“ Von Hans Wachenhusen. Der Autor führt uns ein seltsames Heidenpaar vor: einen früh entgleisten Offizier, der als Spielball eines sonderbaren Testaments in der Welt umhergeworfen wird, bald strauchelt, bald sich wieder erhebt, sowie eine geheimnisumwobene Mädchenwelt, die, unabhängig von jenem, ebenso große Bahnen durch die Welt zieht, sobald alle verwundert fragen: „Ja, wer ist sie denn?“

„Waterland.“ Roman von Reinhold Ortman. 2 Bde. Der Verfasser schildert in dem genannten Werk das heutige Leben in allen seinen Spielarten, von dem Brunn und dem Scheinglück in dem verschwundenen Palast des hohen Diplomaten bis zu dem Elend in den verkommenen, von sozialistischen Aufwieglern besetzten Hütten der Armut.

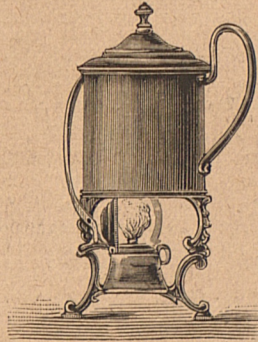
„Der arme Dichter.“ Roman von August Niemann. Das neue zweibändige Werk des Verfassers behandelt einen ganz aus dem modernen Leben gegriffenen Stoff und führt uns in einen Kreis von Personen, mit denen wir schon verkehrt zu haben glauben — so plastisch und lebenswahr treten sie vor uns.

„Der Reichskanzler.“ Roman von Karl Theodor Zingeler. 2 Bde. Der geschichtskundige Verfasser führt uns um nahezu ein Jahrtausend in unserer Zeitrechnung zurück zu jenen Tagen, in denen das deutsche Reich unter blutigen inneren Kämpfen schwer zu leiden hatte. Damals saß König Konrad auf dem Throne des Reichs, sein Kanzler war der ebenso scharfsinnige und beredete, wie thätkräftige Bischof Salomon.

„Der Student von Salamanca“ und andere Novellen. Von Hugo Rosenthal-Bonin. Die erste Novelle, welche dieser Sammlung den Namen giebt, spielt, wie schon der Titel andeutet, in Salamanca; die zweite: „Bei der letzten Laterne“ in Berlin; „Die scharfe Ecke“ in Tiefenwyl bei St. Gallen; „Der folgsame Bögling“ in Brüssel und Wien; die letzte: „In Kairo“ in Aegypten.

Wirtschaftsplaudereien.

Patentierter Sicherheits-Koch- und Wärmepapparat für Milch, mit selbstverlöschender Lampe. Der neue Apparat, welcher lediglich für den Gebrauch in Kinderzimmern bestimmt ist, besteht aus einer vernickelten, im Innern gut verzinnnten Kasserolle, welche auf einem genau für sie gearbeiteten Rechaud ihren Platz hat.



und herunterfällt, indem er hierbei den Klappdeckel zustößt, sowie die Flamme verlöscht. Hierbei ist ein Ueberkochen des Inhaltes völlig ausgeschlossen und daher eine Beaufsichtigung des Apparates seitens der Kinderpflegerinnen durchaus überflüssig.

Die Kasserolle des neuen Milchkochapparates hat einen Inhalt von circa 1/2 Liter, der Preis des vollständigen Apparates beträgt 4 Mark.

Bezugsquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Gohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Dilettanten-Arbeiten.

Das Modellieren. Unter den modernen „weiblichen Handarbeiten“ ist die Kunst des Modellierens in sehr kurzer Zeit erlernt. Zwar wird selbst eine sichere Hand nicht ganz ohne die Unterweisung eines Lehrers darin Erfreuliches leisten können; aber nur kurzer Unterricht in den Elementarbegriffen genügt, wenn die gelehrige Schülerin sich daneben der kleinen, bei Müller und Hennig in Dresden vor kurzem erschienenen Broschüre „Anleitung zum Modellieren“ bedient, um sich weiter zu bilden.

Dr. Cläre Schubert-Feder.

Schach.

Aufgabe Nr. 288.

Von Max Feigl in Wien. Zweiter Preis in einem der letzten italienischen Problemtourniere.

Chessboard diagram for Aufgabe Nr. 288. The board is labeled a-h and 1-8. White pieces are on squares a1, b2, c3, d4, e5, f6, g7, h8. Black pieces are on squares a8, b7, c6, d5, e4, f3, g2, h1. The caption says 'Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.'

Auflösung des Logogriffh Seite 119.

Der Main; la main, die Hand.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 127 Seite 119.

Die Dame hatte 9 grüne, 10 rote und 11 blaue Lächer erhalten. Bezeichnet man die verschiedenfarbigen Lächer der Reihe nach als x, y, z, dann ergibt sich

x = 18 - 9 r.
y = 10 r.
z = 12 - r.

Da nun x, y, z nur positive Zahlen sein können, ergeben sich nur die vorher angegebenen Werte, da r nur 1 sein kann.

Rebus.

G, R, R Kraft, P Schönheit.

Zweifelbige Charade.

Die Mutter Erde schenkt die Gabe, Aus welcher man die erste macht, Daß sie die Menschen nährend labe, In mannigfache Form gebracht.

Vom Himmelstraume schickt die zweite Der Erde Gottes milde Hand, Daß Lebenskraft sich neu verbreite In Wald und Flur, in Stadt und Land.

Nicht solchen Segen, nur Verderben Bereitet das vereinte Paar; Erbarmungslos muß alles sterben, Was es berührt im schlimmen Jahr! Dr. — o.

Aufgabe „Königszug“.

Table with 8 columns and 8 rows for a king's move puzzle. The letters in the cells are: Row 1: fm, nie, ne, ster, nen, dun, im, rend; Row 2: der, ten, ne, golb, tel, fer, wäch, rechts; Row 3: ster, mit, stei, zeigt, hen, ben, ne, er; Row 4: ne, gen, ge, sich, se, ster, he, sich; Row 5: hin, fun, ten, un, mel, him, len, hen; Row 6: tel, ter, auch, im, läßt, am, ge, sol; Row 7: auf, ber, sin, sich, le, ne, ter, sen; Row 8: gen, zur, was, ten, ster, ben, müs, un.

Während in den Köpfspringen der Springer den Weg über alle Felder des Schachbretts zurücklegt, ohne eines öfter als einmal zu betreten, übernimmt in der Aufgabe: „Königszug“ der König dieselbe Verpflichtung. Gleich dem Springer gelingt es ihm auch, mit dem letzten Schritt seines Rundgangs auf ein Feld zu gelangen, von dem aus er sich auf sein Ausgangsfeld wieder zurückbegeben kann. — Der Gang des Königs ist der folgenden Aufgabe.

Eine gefeierte Künstlerin.

Nachdruck verboten.

Nach Clara Schumann, der Essipoff, Sophie Menter, hat eine Klaviervirtuosin nicht wieder solche Bewunderung hervorrufen, wie die treffliche Pianistin Klothilde Kleeberg. Gleich ihr erstes Auftreten in Berlin, im November 1887, erregte großes und berechtigtes Aufsehen. Zwar ging der Künstlerin ein glänzender Ruf voraus; doch als man die elfengleiche, zarte Mädchengestalt die Stufen des Podiums in der Singakademie bestiegen sah, kam ein leiser Zweifel, ob die fama nicht übertrieben, in die Herzen des harrenden Publikums. Wie schnell schlug Klothilde Kleeberg durch ihr seelenvolles Spiel alle Bedenken nieder! Schon nach einer Viertelstunde hatte jeder die feste Ueberzeugung, in dem anmutigen Mädchen, mit den klugen, sympathischen Zügen, eine Künstlerin ersten Ranges vor sich zu sehen.

Klothilde Kleeberg, am 27. Juni 1866 in Paris von deutschen Eltern geboren, zeigte schon im zartesten Kindesalter Spuren einer seltenen musikalischen Begabung. Als Mädchen von neun Jahren spielte sie bereits mit sichtlichem Verständnis die sämtlichen Sonaten Mozarts und trat auf dringendes Bitten ihrer Lehrerin, Madame Macon, in das Pariser Konservatorium und zwar in die Klasse der ausgezeichneten Professorin Madame Rety ein, welche nach eingehender Prüfung des Kindes dem Vater in ihrer Exaltation die Worte zurief: „Sie würden ein Verbrechen begehen, wenn Sie ihre Tochter nicht ausbilden ließen!“

Nach einem Jahre eifrigen Studiums wurde ihr durch einstimmiges Urteil ihrer Lehrer eine Medaille zuerkannt; nach einem weiteren Jahre in der Ausbildungsklasse der berühmten, im August 1887 verstorbenen Professorin Madame Massart, der intimen Freundin Anton Rubinssteins, erhielt sie im Alter von kaum zwölf Jahren den ersten Preis. Ein Ereignis, welches die Annalen des Pariser Konservatoriums seit dreißig Jahren nicht zu verzeichnen hatten. Dabei sei bemerkt, daß die junge Pianistin über 35 Mitbewerberinnen den Sieg davontrug.

Baseloup engagierte die jugendliche Künstlerin jetzt für seine concerts populaires, und hier trug sie mit zwölf ein halb Jahren zum erstenmale das C-moll-Konzert von Beethoven vor 4000 Zuhörern mit glänzendem Erfolge vor. Die Ovationen, die man dem zarten Kinde entgegenbrachte, waren zu gleich erhebend und rührend.



Klothilde Kleeberg.

Nachdem Klothilde Kleeberg noch wiederholt unter Baseloup, in den berühmten Konzerten von Lamoureux und in den concerts du conservatoire aufgetreten war, machte sie im Sommer 1888 ihre erste Konzertreise nach England, wo sie sich durch ihr glänzendes Spiel die Herzen der Zuhörer im Sturm eroberte. Sie mußte wieder und immer wieder die Reise über den Kanal machen, um zur season in allen großen Konzerten in London mitzuwirken. Man hörte sie hier im Krystallpalast in den Sonnabendkonzerten, in den weltberühmten Konzerten der Philharmonic Society, in den Montags- und Sonnabend-Populärkonzerten u. a. In London war es auch, wo Hans Richter sie hörte und sofort für die Philharmonica in Wien engagierte.

Endlich wurde ihr heißer Lieblingswunsch, in Deutschland zu konzertieren, verwirklicht, denn nach ihrem ersten Auftreten in Wien im März 1884 wurden ihr von allen Seiten aus Deutschland ehrende und verlockende Anträge gemacht, und ihr Auftreten in Frankfurt am Main, Mainz, Kassel, Dresden und Berlin glich in seinem Erfolge einem wahren Triumphzuge.

Fraulein Kleeberg spielt mit absoluter Sicherheit, voller künstlerischer Beherrschung der Technik sowohl, wie des Ausdrucks. Schumannsche Kompositionen hat man sicherlich nur von Clara Schumann so vollendet vortragen hören, wie es durch sie geschieht. Sie ist unjeren großen Pianistinnen Clara Schumann und Sophie Menter durchaus ebenbürtig. Besitzt Fraulein Kleeberg auch vielleicht nicht ganz das bravourvolle Temperament der ersteren, so überragt sie dieselbe doch zweifellos an Intelligenz des Ausdrucks und an bewußter Energie und Korrektheit in der Phrasierung. Die Reife und Vertiefung einer Clara Schumann in der Wiedergabe Beethoven'scher Kompositionen kann man von der verhältnismäßig jungen Künstlerin noch nicht verlangen, doch ist sie sicher auf dem besten Wege, auch diese Vorzüge zu erreichen; dank ihrer ausgezeichneten Schulung wird sie die Grenzen aller Schwierigkeiten durchmessen. Obzwar glänzend und blendend in den Bravourstücken, bleibt sie sichtlich im Vortrag klassischer Kompositionen — eine echte Künstlernatur, die auf alle Neußerlichkeiten verzichtet, der jeder eitle Virtuosenstolz völlig fern liegt. Ueber ihrem Spiel waltet der Geist der Poesie, und die feine Empfindung der Künstlerin wird zu einer Gesamtwirkung von bestrickendem Reiz. Die Technik, Anmut und Gestaltungsfähigkeit verbannt sie vielleicht der Pariser Schule; echt deutsch aber ist die wohlthuende innere Wärme und die Poesie, die aus ihrem Herzen in die Fingerspitzen strömt. f. h.

Das ABC der häuslichen Kunst.

Von Oskar Häfeler.

Nachdruck verboten.

So oft über häusliche Kunst für Dilettanten geschrieben wird, nimmt man auch an, daß dieselben gewisse Vorkenntnisse des Zeichnens haben, und dennoch täuscht man sich oft. Der Dilettant hat Liebe zur Kunst, sein Schönheitsgefühl treibt ihn zur Anfertigung von künstlerisch durchgeführten Arbeiten, aber das Fehlen der Anfangsgründe läßt oft den guten Willen erschaffen und die thätigsten Hände müde in den Schoß sinken. Bei der Anfertigung von beschreibenden Artikeln wird der Künstler stets in die Lage gebracht, entweder alle dazugehörigen vorbereitenden Techniken fortzulassen, oder zu versuchen, alles zu bringen, doch ist selbst das letztere beim besten Willen unmöglich, die Skizzen würden Seiten einnehmen und statt belehrend ermüdend wirken. Allen diesen Uebelständen soll hier durch vier kurze Abschnitte abgeholfen werden, es wird ein einheitlicher Grund sein, der alles Notwendige und Wissenswerte enthält, aber auch alles Unnütze vermeidet.

I. Die Zeichenutensilien.

Die Zeichenutensilien, welche sich in einfacher Ausstattung beschaffen lassen, sind: 1. ein Reißbrett 55 x 70 cm; 2. eine Reißschiene 0,75 m lang; 3. ein Dreieck; 4. ein Reißzeug, enthaltend: einen Einfaßzirkel mit Weisfist, Ziehfeder einfaß und einer Zirkelverlängerung, einen Zirkel mit festen Schenkeln, einen Nullzirkel mit Ziehfeder und Weisfisthalter und eine Ziehfeder mit einer passenden Reservefeder; 5. Weisfist Nr. 2, 3 und 4; 6. ein Taschenmesser mit einer großen, zwei kleinen

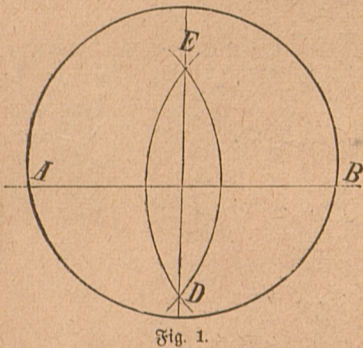


Fig. 1.

Klingen und einem Korzbieher für Del- und Lackflachen; 7. Papier und Reißnagel.

Zum Arbeiten soll der Weisfist lang und schlanke angeschnitten sein, der Zeichner muß über die Spitze bequem fortziehen können.

Das Reißbrett darf nie dem geheizten Ofen zu nahe oder gar hinter den Ofen gestellt werden, es würde sich durch die Wärme verziehen und unbrauchbar werden; ebensowenig darf es feucht stehen.

Beim Gebrauch der Reißschiene ist das Querholz derselben fest an das Reißbrett zu legen und erst dann die Linie zu ziehen. Um senkrechte Linien zu ziehen, setzen wir das Dreieck so auf die Schiene, daß ein Schenkel des rechten Winkels mit der Oberkante der Schiene zusammenfällt.

Zum Reißzeug haben wir zum Kreiszeichnen die verschiedenen Zirkel mit ihren Einfaßen. Wir fassen den Knopf des Zirkels mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, setzen den als Mittelpunkt geltenden Schenkel fest ein, ohne im Papier große Löcher zu bohren, und drehen den zweiten Schenkel langsam unter mäßigem Druck auf dem Papier oder Stoff entlang. Der feststehende Schenkel darf, solange sich der zweite

Schenkel um ihn dreht, nicht aus seiner Lage kommen. Die Ziehfeder, zur Aufnahme von Zugsie bestimmt, darf nie in diese getaucht werden; die Zugsie wird mittels Fingels eingetragen.

Bei Stoffen, auf denen Kreise gezogen werden sollen, die ein festes Einfaßen nicht zulassen, z. B. unglasierte Majolikafasernen, würden wir uns durch Bohrung einen festen Mittelpunkt zu schaffen suchen.

Wir erreichen das Ziel, wenn wir ein heißes Messer senkrecht auf den festgestellten Mittelpunkt setzen und es quirlartig hin- und herdrehen. Bei glasierten Majolikafasernen, Porzellan- oder Metallfasernen, deren Grund aber un durchdringlich ist, sodaß der Zirkel keinen Halt findet, Neben wir auf den festgestellten Mittelpunkt ein Stückchen Pappe, stellen auf diesem Stück noch einmal den Centralpunkt fest und setzen dann den Zirkel ein. Dasselbe gilt beim Zeichnen und Malen von Glasfasernen. Die Zirkelverlängerung wird überall dort angewendet, wo die gewünschten Kreise nicht mehr mit dem

Einfaßzirkel zu spannen sind. Der Nullzirkel ist nur für kleinere Kreise berechneter, seine Spannung geht von 1/2 bis 15 mm. Ein zu weites Aufspannen der Feder ist zu vermeiden, besser zieht man für starke Linien diese zweimal, indem man eine unter die andere zieht und den Zwischenraum füllt. Bei feinen Linien darf die Feder nicht so eng gestellt werden, daß ein großer Druck zur Abgabe des Striches erforderlich ist, in diesem Fall wird häufig das Papier durchschnitten.

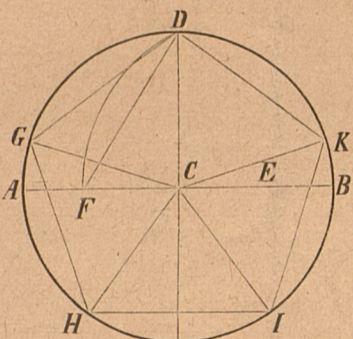


Fig. 3.

Wie finden wir den Centralpunkt? Fig. 1. Wir ziehen eine beliebige gerade Linie ungefähr in der Mitte der gegebenen Kreisfläche bis zum Kreisumfang (Peripherie) und darüber hinaus. Wir schneiden den Kreis in Punkt A und B. Setzen wir den Zirkel, der eine kleinere Spannung als AB haben muß, in A ein und schlagen einen Halbkreis, dann mit demselben Maß in B und ziehen auch hier den Kreis, so haben wir zwei Schnittpunkte der Kreise D und E; ziehen wir durch diese eine gerade Linie bis zur Peripherie, so haben wir die Kreisfläche in zwei gleiche Hälften geteilt. Zum klaren Verständnis nehmen wir Fig. 2; die gewonnene Mittellinie FG ist bereits vorhanden. Verfolgen wir dasselbe Prinzip wie oben, daß wir in F den Zirkel einsetzen und einen Kreis ziehen, ebenso von G aus mit demselben Zirkelmaß den Kreis schlagen, so erhalten wir die Durchschnittpunkte beider Kreise H und I. Verbinden wir diese und verlängern sie über den Rand hinaus, so erhalten wir die Durchschnittpunkte KL, die uns

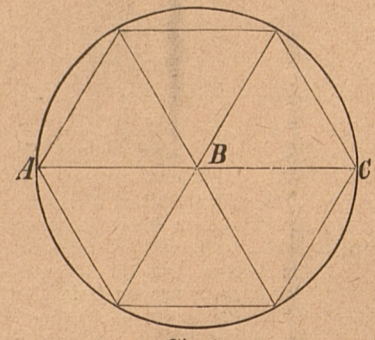


Fig. 4.

den Kreisumfang in vier gleiche Teile teilen. Der Durchschnittpunkt dieser beiden Linien C ist der gesuchte Mittelpunkt des Kreises. Die Linien FG und HJ bringen die Kreisfläche in vier gleiche Teile.

Für den achteiligen Kreis ist es nur nötig, die Entfernungen FK, KG, GL und LF zu halbieren und dann die Linien nach dem Mittelpunkt zu ziehen.

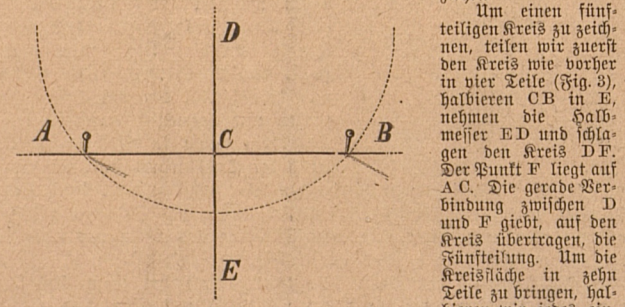


Fig. 5.

Um einen fünfteiligen Kreis zu zeichnen, teilen wir zuerst den Kreis wie vorher in vier Teile (Fig. 3), halbieren OB in E, nehmen die Halbmesser ED und schlagen den Kreis DF. Der Punkt F liegt auf A.C. Die gerade Verbindung zwischen D und F giebt, auf den Kreis übertragen, die Fünftheilung. Um die Kreisfläche in zehn Teile zu bringen, halbieren wir jedes einzelne Fünftel.

Die sechsteilige Kreisfläche ist ohne Vorarbeit zu bestimmen. Die Länge des Halbmessers (vom Mittelpunkt bis zur Peripherie) wird sechsmal auf den Kreisumfang übertragen, Fig. 4. Bei der Dreiteilung je zwei Sechstel zusammengekommen. Sieben- und neuntheilige Kreisflächen kommen selten oder nie vor, deshalb wollen wir diese hier fortlassen.

II. Kreisteilung.

Durch den Zirkel werden wir in den Kreis und die Kreisteilung eingeführt. Haben wir in Kreisen Muster, die vom Mittelpunkt desselben ausgehen, so finden wir, daß der Gesamtradius eine bestimmte geometrische Teilung zu Grunde liegt. Diese sich wiederholenden Teile thun dem Auge wohl, es sucht die Symmetrie, d. h. das Zusammengehen und Zusammenstimmen der einzelnen Teile; da die Kreisteilung nur möglich wird, wenn wir den Mittelpunkt der Kreisfläche haben, so müssen wir diesen feststellen.

Dem Kreise schließt sich das Oval an. Um das Oval zu zeichnen, nehmen wir den Durchmesser der Langseite AB und durchschneiden diese mit der senkrechten DE in der Hälfte. Gatten wir in der wagerechten Linie die gewünschte Länge angegeben, so bezeichnen wir jetzt auf Linie DE den kleineren Durchmesser nach oben und unten von C aus, nehmen nun die Länge AC mit dem Zirkel, setzen diesen in D ein

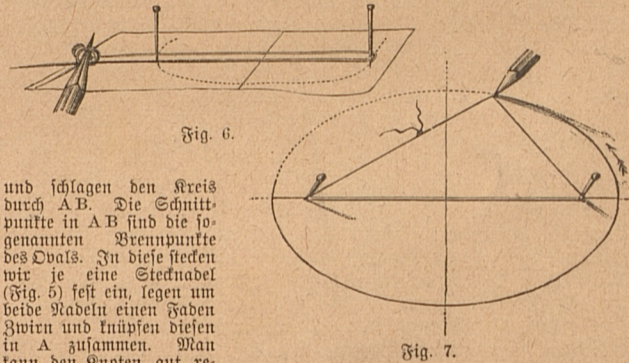


Fig. 6.

Fig. 7.

und schlagen den Kreis durch AB. Die Schnittpunkte in AB sind die sogenannten Brennpunkte des Ovals. In diese stecken wir je eine Stednadel (Fig. 5) fest ein, legen um beide Nadeln einen Faden Zwiern und knüpfen diesen in A zusammen. Man kann den Knoten gut regulieren, wenn man den Faden doppelt durchschleift, eine Nadel oder die Weisfistspitze in diese Schleife steck und nun behutsam hin und herzieht, bis der Knoten an dem Punkt A ist, Fig. 6. Nehmen wir jetzt einen Weisfist Nr. 3, setzen ihn in den Faden und ziehen so um beide Nadeln, daß wir uns von dem Faden leiten lassen, so bekommen wir das gewünschte Oval, Fig. 7.*

* Zweidentsprechende Reißzeuge liefert die Lehrmittelanstalt von Th. Wendler, Berlin, Wilhelmstraße 99, für M. 12.

Korrespondenz.

Verschiedenes. Hausfrau in Kl.-M. Filigranschmuckachen — sie bestehen aus künstlich zusammengelagertem und gelötetem Gold- oder Silberdraht — sind sehr der Mode unterworfen. Besonders originell sind die ganz hellen nordischen Schmuckachen mit den zahlreichen zierlichen Gehängen in Form von Budelschildern.

E. A. in Pittsburg (Nordamerika). Leider nicht druckreif. Was soll mit dem Manuskript geschehen?

X. X. in Gr. Gl. Das deutsche Erziehertinnen-Heim in Wien befindet sich im Hause Klosterstraße 3.

E. E. in Prag. Für unser Blatt unverwendbar; wollen Sie gefälligst über das Manuskript verfügen.

J. B. (Ruffisch-Polen). Angesichts der Ueberfülle ähnlicher poetischer Erzeugnisse zur Zeit leider nicht zu bewerten.

Orna v. K. in Tr. Eine neue illustrierte Prachtausgabe von Wilh. Hauffs Werken erscheint zur Zeit im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Gla in W. (Ungarn). An solche Versprechungen glauben wir nicht; seien Sie vorsichtig!

E. v. K. in N. „Deutsche Kolonialgesellschaft“, Berlin W., Linkstr. 25; „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“, Berlin W., Wilhelmstr. 57.

M. M. in B. Der Bedarf an weiblichen Personen für den Fernsprechdienst ist, wie wir hören, in Berlin bereits auf Jahre hinaus gedeckt. Gesuche um Beschäftigung in diesem Dienstzweige dürften daher auf lange Zeit keine Berücksichtigung finden. Vielleicht wenden Sie sich an die Oberpostdirektion anderer großer deutscher Städte.

Frau M. V. in Gr.-P. bei L. Aus einem Pfund guten Kakaos können Sie etwa 100 Tassen guter Chokolade bereiten, die sich mit Milch und Zucker auf je 5 Pf. stellen. Kakaos vero, das bekannte Fabrikat der Firma Hartwig u. Vogel in Dresden, erhalten Sie, in Pulver und Würfelform, in den meisten Kaufhäusern, Konditoreien u. s. w.

L. B. in W. Allzu stizzenhaft gehalten! Das Thema läßt sich weit tiefer anschnüpfen.

G. St. in Posen. Rastolnik ist der Name einer russischen Gurken-suppe; Suppe von kräftiger Fleischbrühe mit Rindensieren, Möhren, Petersilie und Selleriewurzeln. Kürre und Scheiben von sauren Gurken.

Dr. N. D. in B. Die Mehrzahl der Schnadahüpfel ist erotisch und satirisch; der originelle Bierzeiler lautet übrigens anders: „O Gott und Heer, — Gib mir, was i begeh; — I begeh; ja net viel: — Nur bees, was i will.“

Leserin in Antwerpen. Hans Guido von Bülow ist 61 Jahre alt und in Dresden geboren.

M. L. in St. Das Wort „Abonnieren“ können Sie durch „Beziehen“ ersetzen. Mockturlo (englisch) und tortue (französisch) bedeuten dasselbe (Schildkröte).